This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573658 1

...grün.

Taschenbuch auf 1844.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Hamburg,
Herold'sche Buchhandlung.

1844.

537

Wintergrün.

Taschenbuch auf 1844.

Herausgegeben
von
Georg Lutz.

Hamburg,
Herold'sche Buchhandlung.
1844.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
763977 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Gedruckt bei J. W. Wörmer.

Die Verlaſſene,

Novelle

von

Carlo Brunetti.

KRAUS 24DEC34

[1844]
MN

1. Fiction, German

KRAUS 24 DEC 34

II.

In einer kleinen Entfernung von der Stadt Bourges, wenn man die große Landstraße verläßt, um einen Seitenweg einzuschlagen, welcher schon seit einigen Jahren nur von Karren befahren, oder nur von Fußgängern betreten wurde, erreicht man ein hübsches kleines Dorf, neben welchem sich eines der schönsten Schlösser der Provinz erhob. Auf einer Anhöhe erbaut, beherrschte dasselbe eine fruchtbare Ebene, durch die sich das kleine Flüßchen Eyre hinschlängelt, auch zog es um so mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, da es noch nicht ganz und gar das Gepräge des großen Alterthums verloren hatte: die Vorderseite von moderner Bauart, ward an den Seiten von zwei massiven gothischen Thürmen begrenzt, auch zeigte der von Mauern umgebene, weit-

läufige Park, noch viele lange, zirkelförmige Alleen, die mit neueren Anpflanzungen untermischt waren, so daß das Ganze dieser Besitzung zugleich einen majestätischen und lachenden Anblick gewährte.

Obgleich dies schöne Schloß bewohnt und mit einer zahlreichen Dienerschaft für die verschiedenartigsten Geschäfte gefüllt war, öffnete sich dennoch seit geraumer Zeit das Thor desselben keinem Gaste, und die größte Stille herrschte dort Tag und Nacht; denn diejenige, die dort ihren Aufenthalt aufgeschlagen hatte, hatte nicht nur unwiderruflich mit der Welt gebrochen, sondern sie duldete auch nicht, daß irgend ein Geräusch, irgend ein fröhlicher Gesang, sie in ihrem rastlosen Schmerze störte.

Es war fünf Uhr Abends, der Tag war einer der schwülsten des Monats August im Jahre 1802 gewesen, und es stand demnach ein entzückender Abend zu erwarten. Zwei Bedienten in grauen Röcken, denn damals gab es in Frankreich keine Livreen mehr, besetzten mit ausgewählten Gerichten eine Tafel, die nur für eine Person gedeckt war. Ein Ein großer Mann mit hohlen Augen, schmalen Lippen, ungefähr fünfzig Jahre alt, in einen kasta-

nienbraunen Rock gekleidet, ertheilte jenen seine Befehle mit gebietender Stimme.

Als die Tafel servirt war, gebot dieser Mann den Dienern, sich zu entfernen. Er öffnete eine Thür, schritt durch einen Salon, durch eine lange Gallerie, und trat in ein drittes Gemach, dessen Jalousieen und Vorhänge so fest verschlossen waren, daß das Tageslicht kaum hereinzudringen vermochte; er schritt langsam hinein, und sprach in einem ehrerbietigen Tone: „Frau Marquise, es ist servirt.“

Bei diesen Worten erhob sich eine Dame von fünfundvierzig bis sechsundvierzig Jahren, die vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet war, von dem Sopha, auf welchem sie saß, mit schlaff herabhängenden Armen und gesenktem Haupte, so als ob sie von einem, ihre Vernunft niederkämpfenden Schmerze, überwältigt sei. Ihre schlanke Gestalt war edel und anmuthsvoll, und obgleich das Feuer ihrer dunklen Augen durch Thränen erloschen schien, zeigte ihr bleiches, hageres Antlitz dennoch die Spuren einer vormaligen großen Schönheit; vor Allem aber einen Ausdruck des Stolzes und des Uebergewichts über andere Menschen, welches

auch nicht durch das kleinſte Lächeln gemildert wurde.

Sie ſchlug langſam den Weg nach dem Speiſeſaale ein, und ließ ſich dort von dem Manne im braunen Rocke bedienen, der hinter ihrem Lehnſeſſel ſtand, und ihr von einigen Schüſſeln ſervirte, die ſie kaum koſtete, worauf ſie mit einer ziemlich ſanften Stimme, jedoch ohne ihn anzublicken, zu ihm ſprach: „Haben wir nicht heute den dreizehnten Auguſt, Morin?“ — „Ja, Frau Marquiſe,“ antwortete dieſer. — „Mein Neffe muß morgen eintreffen.“ — „Sein Zimmer iſt bereit, Frau Marquiſe.“ — „Gut.“

Hier endete das Geſpräch. Die Marquiſe erhob ſich, näherte ſich dem Fenſter, warf einen zerſtreuten Blick auf die Ebene, deren Schönheit nicht im Stande war, jenen länger als einen Moment lang zu feſſeln, ſo ſehr ſie auch früher der Gegenſtand ihrer Bewunderung ausgemacht hatte. Sie kehrte alsdann in ihr Gemach zurück, deſſen Thür von Morin eilig wieder geſchloſſen wurde.

Am folgenden Morgen ließ ſich in der That im Hofe das ungewohnte Geräuſch eines Wagens

vernehmen. Dieser Wagen war mit Postpferden bespannt, und der Staub, mit dem er bedeckt war, verkündete, daß er eine lange Strecke Wegs zurückgelegt habe. Ein junger Mann von eleganter Tournüre, stieg aus der Reisechaise, so wie ein Diener ihm den Wagenschlag geöffnet hatte, und schritt der Treppe zu, von woher Morin ihm bereits mit dem ehrerbietigsten Wesen entgegeneilte.

Beide traten darauf auf den Flur, wo sie in einem dunklen Winkel ihre Schritte hemmten: „Nun, mein wackerer Morin," fragte der junge Mann forschend, „was giebt's hier gutes Neues im Schlosse?"

„Dem Himmel sei Dank, Alles ist hier bei'm Alten," erwiderte Morin. „Weit entfernt gegen ihren Schmerz irgend eine Zerstreuung zu suchen, weit entfernt, ihr Schloß zu verlassen oder Besuch anzunehmen, führt die Marquise eine noch einsamere, eine noch traurigere Lebensweise." —

„Das ist es ja grade was wir gebrauchen," entgegnete Charles von Saverny — so nannte sich der neue Ankömmling — „wahrlich ich wünsche nicht, daß sie andere Stimmen hören möchte, als die Deine, mein alter Fuchs, und die der würdigen

Demoiselle Aubri. Zumal jetzt," fuhr er fort, indem er die Stimme dämpfte, und um sich blickte, ob auch Niemand ihnen gefolgt sei, „zumal jetzt, da die Umstände unseren Projekten günstig zu werden beginnen; denn Du mußt aus meinem letzten Briefe gesehen haben, daß mein Landsmann von Bruder endlich Paris verlassen hat, wo seine Gläubiger ihm keine Ruhe länger gestatteten."

„Das habe ich," antwortete Morin; „schon seit sechs Monaten lebte ich in steter Besorgniß, daß er hieher kommen würde, um neue Versuche zu machen."

„Wohlan, so kannst Du Dich beruhigen, ich weiß zuverlässig, daß er sich nach den vereinigten Staaten Nord-Amerikas eingeschifft hat."

„Sind Sie von dieser guten Nachricht auch fest überzeugt?"

„Das bin ich allerdings, aber Du begreifst, daß ich es nicht sein darf, der sie meiner Tante mittheilt, das könnte verdächtig scheinen; überdieß paßt das nicht zu meiner Rolle, ich spreche nicht mehr von meinem Bruder, seitdem seine Verheirathung alle Bande des Bluts zwischen uns zerrissen hat."

„Verlassen Sie sich auf Mademoiselle Aubri und auf mich, sie soll so schnell als möglich erfahren, daß Herr George von Saverny fortfährt den edlen Namen zu entehren, den er trägt.“

„Gut gesprochen, Alter,“ entgegnete der junge Mann lächelnd, indem er seinem Vertrauten auf die Schulter klopfte.

„Aber wissen Sie nicht, ob er seine kleine Tochter mit sich genommen hat?“ fragte Morin. Ich hoffe es, da er sich seit dem Tode seiner Gattin noch nicht von ihr getrennt hat; das kleine Mädchen beunruhigt mich sehr.“

„Einer meiner Freunde in Havre, der meinen Bruder in jener Stadt gesehen hat, schreibt mir, ohne mir weitere Details mitzutheilen, daß George sich nach New-York begeben habe und in länger Zeit nicht nach Frankreich zurückkehren könne, in einem solchen schlechten Zustande ließe er seine Angelegenheiten hier zurück.“

„Man muß an jenen Freund schreiben, um zu erfahren, ob die Tochter mit abgereis't sei.“

„Und was glaubst Du, was wir von dieser Kleinen zu befürchten haben, sie kann kaum sieben

Jahre alt sein? Wie würde meine Tante für die Tochter einer Bürgerin, für die Enkelin eines Revolutionairs Neigung fassen, sie, welche es George niemals verziehen hat, sich mit solchen Menschen verbunden zu haben?"

„Gleichviel, ich möchte lieber, das Kind wäre mit seinem Vater zum Teufel gefahren: Beide heißen Saverny, und Sie wissen, wie sehr Ihre Tante an dem Namen hängt, den sie trägt."

„Je mehr sie daran hängt, je mehr muß ihr daran gelegen sein, ihn aufrecht zu erhalten, indem sie das Oberhaupt der Familie als ihren alleinigen Erben anerkennt; mich, den mein Oheim als seinen ältesten Sohn betrachtete, den er als einen solchen behandelt haben würde, denn die Gesetze der Revolution sind für die Erstgebornen ungünstig. Ich, der, statt sich weggeworfen zu haben, wie mein Bruder, sich mit einer Tochter der besten Familien Frankreichs vermählt habe, mich, dessen Kinder in jedem Lande der Welt die Adelprobe aushalten würden. Das ist es, was Du ihr sagen mußt, mein lieber Morin."

„Sie glauben also, daß ich ein langes Gespräch mit ihr führen kann? Nun ich werde es

ſchon machen, dann und wann ein hingeworfenes Wort, und das alle Tage wiederholt. Sie hat jetzt mehr als je das Bedürfniß allein zu ſein. Jeden Vormittag, zum Beiſpiel heute, zieht ſie ſich in die Tiefe des Parks zurück, wo ſie mehrere Stunden hinbringt, indem ſie an dem Grabmale, das ſie Ihrem Oheim errichten ließ, betet und weint. Sie kehrt nur in's Schloß zurück, um ſich in das Zimmer zurückzuziehen, welches er bewohnte. Während der wenigen Augenblicke, die ſie in ihrem Zimmer verweilt, iſt ihre Thür für Jedermann verſchloſſen; ſchweigend verzehrt ſie ihr Mahl, und am Abend kehrt ſie, wie auch immer das Wetter ſein mag, zu dem Grabmale zurück; oft bleibt ſie da, bis die Stunde ſchlägt, ſich zur Ruhe zu legen. Glauben Sie, daß es eine leichte Aufgabe ſei, von weltlichen Angelegenheiten mit einer Frau zu reden, welche ſeit zehn Jahren nur in der Erinnerung an einen Todten lebt?"

„Die Idee einer ſolchen Lebensweiſe ſträubt einem das Haar auf dem Haupte;" bemerkte Saverny; „großer Gott iſt es möglich, mit zweimal hundert tauſend Francs Rente ſo zu leben!"

„Wie viel es auch immer ſein mag,“ ſprach der junge Mann, „Du begreifſt alſo, daß ich Dich nie auffordern werde, mir Rechenſchaft abzulegen, und daß jenes Teſtament Dir eine vollſtändige Quittung einbringen wird. Unterdeſſen mußt Du wiſſen, daß ich mich dieſen Winter in Paris im Spiele zu Grunde gerichtet habe, und ich bin daher entſchloſſen, Vannoiſe, nicht mit leeren Händen wieder zu verlaſſen, ſonſt wäre ich genöthigt, zu meiner Gemahlin und zu ihrer edlen Familie zurückzukehren, wo mich die Langeweile tödten würde.“

„Ich habe dieſen Morgen dreißig tauſend Francs von der Beſitzung Beauce empfangen; welche ich noch nicht abgeliefert habe. Machen Sie, daß Ihre Frau Tante einen Theil davon für Sie beſtimmt.“

„Zeige ihr den Empfang dieſes Geldes während meines Aufenthaltes hier an, Tauſend Francs für Dich, wenn ich eine tüchtige Summe davon erhalte.“

„Immer freigebig, immer großmüthig!“

„Nur gerecht,“ antwortete Saverny, „ich habe es Dir ſchon oft geſagt, Morin, wir arbeiten

für uns Beide; Du selbst mußt mir helfen, Dein Glück zu machen. Aber es muß schon spät sein, laß mir ein Frühstück auftragen, denn ich habe einen wüthenden Hunger, und vielleicht bleibt meine theure Tante noch lange in der Tiefe des Parks."

„Mitunter bleibt sie dort den ganzen Tag."

„Wenn diese Frau nicht toll ist, will ich gehängt werden," bemerkte lachend Saverny.

„Hüten Sie sich wohl, hierüber mit irgend einem Anderen, als mit mir zu spötteln," warnte Morin, mit gedämpfter Stimme, „übrigens scheint allerdings ihr Kopf sich nicht in der gehörigen Ordnung zu befinden; deshalb eben haben wir große Sorge getragen, ihren Geschmack für die Einsamkeit nicht zu bekämpfen, damit Niemand erfahre, in welchem Zustande sich ihre Vernunft befinde; würde man sie als eine Verrückte betrachten, könnte sie nicht mehr testamentiren, und das würde nicht in unsern Kram taugen."

So sprechend schlug Morin mit Saverny den Weg nach dem Speisesaale ein, und verließ ihn alsdann auf einige Augenblicke, um ihm ein treffliches Frühstück auftragen zu lassen.

Der junge Mann folgte ihm mit dem Blick bis zur Thür, indem er vor sich hin murmelte: „Zwiefacher Schurke! er hat den Savetnys wenigstens drei bis viermal hundert tausend Francs gestohlen; aber man muß gestehen, ein ehrlicher Mann hätte mir während der letzten funzehn Jahre nicht so viel genutzt.“

II.

Adelaide von Montglas war in ihrem ſiebenzehnten Jahre mit ihrem Vetter Robert, Marquis von Säverny verheirathet worden; die außerordentliche Liebe, welche die beiden jungen Leute für einander empfanden, hatte einzig und allein die Montglas beſtimmen können, in dieſe Verbindung zu willigen, denn der Marquis, obgleich der älteſte Sohn, war dennoch niemals beſtimmt, große Reichthümer zu beſitzen, während ſeine Gemahlin die Ausſicht hatte, in wenigen Jahren die Erbin eines Vermögens zu werden, welches mehr als zweimal hundert tauſend Francs jährlich abwarf.

Da die Geburt eines Kindes nicht das Glück vermehrte, deſſen ſich das junge Ehepaar erfreuete, beſchloß das Letztere, als eigene Kinder die Söhne eines jüngeren Bruders des Marquis zu erziehen, deſſen nachgelaſſene, unvermögende Witwe mit

Freuden einwilligte, mit ihren Kindern ihren Wohnsitz bei dem Marquis und dessen Gemahlin aufzuschlagen.

Einer dieser Söhne, Charles von Saverny, erhielt eine Erziehung, wie sie für die hohe Stellung geeignet war, die er bestimmt schien in der Welt einzunehmen. Als ältester Sohn war er es, der nicht bloß das kleine Vermögen seiner Mutter, sondern auch das große seines Onkels und seiner Tante erben sollte. George dagegen, konnte nur hoffen, in der Folge eine bedeutende geistliche Würde zu erlangen, falls er sich entschlöße, frühzeitig in einen geistlichen Orden zu treten. Aber weit entfernt sich durch diese Aussicht locken zu lassen, die seine Verwandten unabläßig vor ihm erschlossen, weigerte sich dennoch George, so jung er auch noch war, hartnäckig, bis die französische Revolution das Recht der Erstgeburt abschaffte, und ihn berechtigte, mit Charles das kleine Vermögen ihrer Mutter zu theilen, welche einige Monate nachdem das neue Gesetz erlassen worden war, starb.

Der Marquis und seine Gemahlin konnten allerdings George von der Erbschaft ihres Ver-

mögens ausschließen; aber eine hübsche Gestalt und ein höchst einnehmendes Wesen hatten gemacht, daß derselbe schon als Knabe ihre Liebe gewann, so daß sie nicht daran dachten, demjenigen, den sie als ihren zweiten Sohn betrachteten, ein Recht zu rauben, welches ihm das Gesetz zuerkannte. Charles von Saverny konnte also mit Zuversicht das erwarten, was er seinen Ruin nannte, und von diesem Augenblicke an faßte er gegen seinen Miterben einen Haß, den die Zeit immer mehr und mehr steigerte. Bei jeder Gelegenheit suchte er seinem Bruder bei seinem Onkel und seiner Tante zu schaden, und er bewerkstelligte dieses mit einer solchen Geschicklichkeit, daß er nur selten seine Absicht verfehlte, zumal da George durch sein leichtsinniges Betragen ihm zur Erreichung derselben behülflich war.

Beide Brüder waren höchst vergnügungssüchtig, auch hatten sie Beide einen großen Hang zur Verschwendung, aber Charles von Saverny verband mit diesem Fehler ein kaltes Herz und eine Verstellungskunst, welche in der Regel der Jugend nicht eigen ist; er ward überdies in seinem Hange

zum Bösen durch eines jener verderbten Wesen ermuthigt, welche es so gefährlich ist, kennen zu lernen. Morin, der Kammerdiener und Vertraute des Marquis, hatte sich mit leichter Mühe auch in Charles Vertrauen eingeschlichen, dessen bösartige Natur mit der seinigen harmonirte. Mit einem Verstande begabt, wie man ihn bei Leuten seines Standes nur selten antrifft, war Morin boshaft, eigennützig und geizig, und dies letztere in einem solchen Grade, daß er sein Blut für Gold verkauft haben würde; und alle diese Laster verbarg er unter der Maske des treuesten Dieners und des ehrlichsten Mannes.

Als Preis für die Hingebung Morins, zu Gunsten des Neffen seines Gebieters, plünderte er den jungen Verschwender aus, dem er behülflich war, sich seinen Leidenschaften zu überlassen, indem er ihm bei dem Marquis mit eben so vieler Geschicklichkeit als Schlauheit diente.

George von Saverny, weit entfernt seinem Bruder zu gleichen, besaß eine ungemeine Offenheit. Er war lebhaft, heftig, leidenschaftlich, aber dabei höchst gutmüthig und von Ehre beseelt; durch seine Fehler schadete er Niemand als sich selbst. Seine Irrthümer

waren die eines jungen Mannes mit einem feurigen Herzen, niemals aber die eines boshaften, so daß trotz dem bösen Willen seines Bruders, trotz den Bemühungen Morins, er dennoch stets die Zärtlichkeit seines Onkels bewahrt haben würde, hätte sein Geist nicht einige Grundsätze eingesogen, welche den aristokratischen Gesinnungen des Marquis und seiner Gemahlin gänzlich entgegenstanden. Mit einem Worte, George hatte sich liberalen Ideen hingegeben, und alle liberalen Ideen waren seinen genannten Verwandten auf's Höchste verhaßt. Kaum hatte Charles von Saverny diese Entdeckung gemacht, als er auch nicht aufhörte, das Gespräch täglich auf die Politik oder auf Gegenstände zu lenken, welche sofort George Veranlassung gaben, sich auf eine, ihn bei seinen Verwandten benachtheiligende Weise auszusprechen. Die Marquise zumal, eine der stolzesten Frauen, die man sehen konnte, litt ungemein, wenn sie ihren Neffen, einen Saverny, Ansichten aussprechen hörte, welche mit den ihrigen so gänzlich contrastirten und die sie seiner Geburt so durchaus unwürdig hielt. Abgesehen von diesem Stolze aber, besaß sie eine große

Gutmüthigkeit, und obgleich George ihr Liebling war, ſo ward ſie doch nach und nach kälter gegen den jungen Philoſophen, der, ihrer Meinung zufolge, die Grundlage der geſelligen Ordnung erſchüttern wollte. Da beide Gatten niemals eine Meinung gehabt, die ſie nicht getheilt hätten, ſo zögerte der Marquis auch nicht, gegen George bald dieſelbe Kälte an den Tag zu legen.

Dieſe Kälte ſtieg bald ſo ſehr und die Streitigkeiten bei Tiſche nahmen ſo ſehr überhand, daß George, welcher bisher die Geſellſchaft ſeiner Verwandten vorgezogen hatte, ſich mehr in die große Welt warf. Zu ſtolz, ſich über eine Veränderung zu beklagen, die er nicht verdient zu haben glaubte, ſuchte er für ſeinen Schmerz Zerſtreuung in anderen Verbindungen, von denen zumal eine, ſich ihm als höchſt unheilbringend bewähren ſollte.

Unter den neuen Bekanntſchaften, welche George von Saverny machte, war auch ein Advokat, der ſich Düpüis nannte, ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, den ſein Talent zu der Stellung eines Deputirten erhoben hatte. Herr Düpüis gehörte zu der Zahl jener ehrlichen Männer, welche, weit

entfernt die Gräuel vorauszusehen, die der Revolution folgen würden, sich anfangs der Hoffnung hingaben, die Mißbräuche abzuschaffen und das Volk glücklicher zu machen; eine schöne Täuschung, deren Opfer sie selbst werden sollten. Wie dem aber auch sein mochte, der Name des Herrn Düpüis war denjenigen theuer, die seine Meinung theilten, eben so verhaßt aber war derselbe dem Marquis und seiner Gemahlin, denen Charles unabläſſig die Reden der liberalen Deputirten vorlas. Zwei oder drei Mal hatte Frau von Saverny, welche ihre Liebe für George noch immer nicht unterdrücken konnte, denselben gebeten, jede Gemeinschaft mit einem solchen Revolutionair abzubrechen; George aber konnte nicht ohne Unwillen einen Freund schmähen hören, dessen edle Seele und großmüthige Gefühle er kannte, und unmöglich war es ihm, der Anziehungskraft zu widerstehen, die ihn zu jenem hinzog.

Herr Düpüis hatte eine Tochter von siebenzehn Jahren, die schön wie ein Engel war, und George hatte Cäcilie nicht lange sehen können, ohne die heiſeſte Liebe für sie zu empfinden. Wenn er auch

anfangs seiner Tante versprach, was er sich selbst gelobte, nämlich auf eine Verbindung zu verzichten, die nur sein Verderben herbeiführen konnte, so führte ihn doch jeder Tag zu dem genannten jungen Mädchen zurück, er liebte sie mit jedem Tage mehr und fühlte bald die Ueberzeugung, daß es ihm durchaus unmöglich sei, ohne sie zu leben.

Während George sich auf diese Weise einer Leidenschaft hingab, welche den Zorn seiner Familie auf's Höchste steigern mußte, vermählte sich Charles, damals kaum einundzwanzig Jahre alt, mit der edelsten und reichsten Erbin des Nivernois, der, um zu gefallen, nichts mangelte, als Geist und Schönheit. Diese Verbindung raubte George alle Hoffnung, jemals die seinige von seinen Verwandten gebilligt zu sehen. Das Lob, mit dem er täglich die treffliche Wahl seines Bruders preisen hörte, die Freude, welche die Marquise darüber an den Tag legte, bewiesen ihm zur Genüge, daß er zwischen der Erbschaft seiner Anverwandten und seiner Liebe wählen müsse.

Man hatte jetzt jenen Zeitpunkt der Revolution erreicht, in welchem das Beil des Henkers selbst

die schuldlosesten Häupter bedrohte. Da der Marquis und seine Gemahlin sich zur Auswanderung nicht entschließen konnten, so hatten sie nur Paris verlassen, und lebten ganz zurückgezogen in Vannoise, einer Besitzung, welche der Marquise angehörte, und die mehr als vierzig tausend Francs Einkünfte trug. Dort, getröstet über Alles durch die Freude beisammen zu sein, sich täglich zu sehen, gelang es ihnen, die Erinnerung an die Vergangenheit und die Besorgniß für die Zukunft zu verbannen. Ihre Lage war noch immer des Neides würdig, denn die Jahre hatten die Zärtlichkeit nur gesteigert, die sie für einander empfanden, und obgleich der Marquis damals funfzig und seine Frau vierzig Jahr alt war, so liebten sie sich dennoch eben so innig wie an ihrem Hochzeitstage; da trennte sie der Tod.

Ein Brief, den Herr von Saverny an einen seiner ausgewanderten Freunde schrieb, war von der Polizei aufgefangen worden; er ward arretirt und nach Paris geführt, um vor das Revolutions-Tribunal gestellt zu werden. Seine unglückliche Gefährtin, die sich anschickte ihm zu folgen und am

nächsten Tage gleich ihm arretirt und in das Gefängniß von Bourges geführt wurde, hatte kaum die Zeit, Morin zweihundert Stück Louisd'or einzuhändigen, mit dem Auftrage, dem zur Hülfe zu eilen, dem sie selbst keinen Beistand leisten konnte.

In dem Augenblicke als dieses sich zutrug, waren George und sein Bruder, ebenfalls als verdächtig, der Eine in Paris, der Andere in Nevers gefänglich eingezogen, so daß sie damals nichts von jener Begebenheit erfuhren. Morin war also der Einzige, der die Gefangenschaft seines Herrn lindern konnte, indem er sich die Erlaubniß verschaffte, ihn in seinem Kerker besuchen zu dürfen. Diese Gefangenschaft währte nur kurze Zeit; der Marquis, verurtheilt von dem Revolutions-Tribunal, starb auf dem Schaffote acht Tage nach seiner Gefangennahme, und am Vorabend seines Todes übergab er Morin einen Brief, in welchem er, nachdem er von seiner Gattin auf das Zärtlichste Abschied genommen, ihr diesen treuen Diener auf das Angelegentlichste anempfahl.

Endlich hörte die Schreckenszeit auf. Herr Dupuis hatte den Augenblick ihres Eintretens nicht abgewartet,

um seine Dimission als Deputirter einzureichen. Da er an den Arbeiten seiner Kollegen nicht länger Theil nehmen wollte, von denen einige ihn mit Abscheu erfüllten, hatte er als Ursache seines Austretens die Schwäche seiner Gesundheit angeführt; der Kummer über das, was er sah und hörte, wirkte dergestalt auf ihn ein, daß er wenige Tage vor demjenigen, an welchem sich die Gefängnisse wieder öffneten, starb.

So wie George die Freiheit wiedergegeben war, erfuhr er zu gleicher Zeit den Tod seines zweiten Vaters und den seines Freundes. Nachdem er Cäcilie einen Augenblick gesehen und ihr geschworen hatte, daß sie sein Weib werden solle, eilte er noch an demselben Tage nach Vannoise, hoffend durch seine Zärtlichkeit die Verzweiflung zu mildern, die seine Tante erfaßt haben mußte. Sein Schritt war vorausgesehen worden, und Diejenigen, denen daran gelegen war, ihn fruchtlos zu machen, waren in dieser Rücksicht keineswegs unruhig. Die Marquise, schon seit einem Monat aus ihrer Haft befreit, befand sich in einem fast wahnsinnigen Zustande, und sah ihren jungen Neffen mehrere Au-

genblicke lang an, ohne ihn zu erkennen. Morin und Demoiſelle Aubri unterließen nichts, um denjenigen, den ſie zu entfernen wünſchten, zu überreden, daß die kleinſte Aufregung über die unglückliche Frau einen unheilbaren Wahnſinn oder gar den Tod herbeiführen würde; ja der Arzt beſtand ſelbſt darauf, daß die Kranke ausſchließlich der Sorge ihrer Wärterinnen überlaſſen bleiben ſolle.

George willigte ein, ſich mehrere Tage im Schloſſe verborgen zu halten, ohne darauf zu beſtehen, ſeine Tante zu ſehen, deren Vernunft, wie man ihm ſagte, noch ſo bald nicht zurückkehren würde. Gedrängt von dem Wunſche, ſich wieder zu ſeiner geliebten Cäcilie zu begeben, eilte er nach Paris zurück, ſo wie er rückſichtlich des Lebens derjenigen beruhigt war, die ihm die Stelle einer Mutter erſetzt hatte.

Von dieſem Augenblicke an ward es den drei Menſchen, denen daran gelegen war, ihm jeden Weg zu verſperren, der ihn in das Herz ſeiner Tante wieder hätte führen können, leicht, dies zu bewerkſtelligen. Als George erfuhr, daß es ſich mit dem geiſtigen Zuſtande der Kranken beſſere, ſchrieb er ihr; ſeine von

Morin aufgefangenen Briefe aber blieben natürlich ohne Antwort. Seine Reise nach Vannoise hatte keinen bessern Erfolg. Die Marquise, sagte man ihm, weigere sich durchaus, ihn zu empfangen. Endlich bemerkte ihm eines Tages sein Bruder, daß er ihre edle Anverwandtin genugsam kennen müsse, um sich überzeugt zu halten, daß sie den Freund eines Revolutionairs niemals gern wiederschauen werde.

Diese Kränkung regte den jungen Mann auf das Schmerzlichste auf. Nach einer heftigen Scene mit seinem Bruder, reis'te er ab, um nie wieder zurückzukehren, fest entschlossen, mit seiner Familie auf immer jeden Umgang abzubrechen und keine andere Erinnerung zu behalten, als die an seinen geliebten Oheim.

Statt an seine Verwandte schloß er sich immer fester an das einzige Wesen an, das er in dieser Welt noch liebte. Seine Liebe für Cäcilie ward das ausschließende Gefühl seiner Seele, und als seine Volljährigkeit eingetreten war und er das kleine väterliche Erbtheil in Empfang genommen hatte, heirathete er die Waise des Herrn Düpuis, die dessen Tod ohne Vermögen und ohne Schutz zurückgelassen hatte.

Ein wolkenloses Glück würde dieser Verbindung gefolgt sein, hätte George von Saverny nicht von früher Jugend an alle jene Gewohnheiten angenommen, die der Ueberfluß herbeiführt; der Wunsch aber, seine junge Frau mit allen Genüssen des Lebens zu umgeben, und der Mangel an Ordnung reichten hin, das kleine Vermögen in weniger als fünf Jahren aufzuzehren, und ihn und die Seinigen fast in's Elend zu stürzen.

Durch seinen Ruin und den Untergang derjenigen, die er innig liebte, endlich aufgeschreckt, versuchte er lange vergebens, aus den Kenntnissen und Talenten, die er seiner Erziehung verdankte, Nutzen zu ziehen. Cäcilie tröstete ihn, und ihre gegenseitige Liebe, der Anblick eines kleinen lieblichen Mädchens, welches Beide anbeteten, gestatteten ihnen sich nicht für gänzlich unglücklich zu halten; da aber starb Cäcilie.

George hätte diesen letzten Schlag nicht ertragen können, hätte er nicht heilige Pflichten zu erfüllen gehabt. Er lebte für seine Tochter, er lebte für die Ehre; denn er hatte nicht nur Alles aufgezehrt, was er besaß, er hatte auch Schulden contrahirt,

und konnte sie anders nicht bezahlen, als nur durch seine Arbeit.

Zu stolz, um sich an seine Familie zu wenden, von der er seit seiner Verheirathung nichts gehört hatte, nahm er mit dankbarem Herzen ein Anerbieten an, welches ihm ein reicher Kaufmann machte, und das darin bestand, sich mit ihm nach den Vereinigten-Staaten Nordamerikas zu begeben, wo er an einem Handelsgeschäfte Theil nehmen sollte, welches großen Gewinn versprach. Er vertrauete das einzige Gut, das ihm noch übrig geblieben war, seine kleine Robertine, einem alten Freunde Cäciliens und des Herrn Dupüis an, welcher, obgleich seit langer Zeit verheirathet, keine Kinder hatte, und der mit seiner Gattin gemeinschaftlich für das theure Unterpfand Sorge tragen sollte. Er übergab ihren Händen alles Geld, worüber er verfügen konnte, versprach, so bald als möglich mehr zu senden, und schiffte sich ein in der Hoffnung, für das unglückliche kleine Wesen, welches durch seine Schuld gewissermaßen in's Elend gestürzt worden war, mit der Anstrengung aller seiner Kräfte zu arbeiten und zu wirken.

Von dieſem Allen erfuhr Frau von Saverny nichts, als die Verheirathung ihres Neffen. Aus dem Gefängniſſe entlaſſen, hatte ſie kaum von dem Tode ihres Gatten Kunde erhalten, ohne den ihr das Leben unerträglich war, als auch augenblicklich ihre Vernunft von ihr wich. Drei Monate lang war ſie gänzlich ihrer Sinne beraubt. Endlich begann ſie zu weinen und ihr Wahnſinn machte dem tiefſten Trübſinn Platz, von dem keine Heilung zu hoffen ſtand, und der ihr nur geſtattete, in einer gänzlichen Zurückgezogenheit zu leben. Man ſah ſie in dem geräumigen Schloſſe, in dem weitläufigen Park umherirren, mit geſenktem Haupte, das Auge mit Thränen gefüllt, raſtlos von einer furchtbaren Idee umfangen, die weder Tag noch Nacht von ihr wich. Das kleinſte Geräuſch machte ſie erzittern, und der Anblick eines menſchlichen Weſens, wer es auch ſein mochte, trieb ſie in die Flucht.

Bei dieſem ihren Widerwillen gegen die ganze Welt, verſchloß ſie das Thor von Vannoiſe für Jedermann, ohne die geringſte Ausnahme; ſelbſt ihr Arzt ward verabſchiedet, weil ſie keine andere Stimme vernehmen wollte, als die Morins und

die der Demoiſelle Aubri, ihrer erſten Kammerfrau. —

Jeden Tag verbrachte ſie eine ganze Stunde in dem Gemache ihres verewigten Gemahls, wo das Geräth noch eben ſo ſtand, wie er es verlaſſen und wo kein Anderer den Zutritt hatte; dort ſetzte ſie ſich vor einen Schreibtiſch, an die Stelle, die ihr theurer Robert gewöhnlich einzunehmen pflegte, und hier las ſie immer wieder und wieder den Brief, den er ihr mit Bleiſtift geſchrieben hatte in dem Augenblick als er auf das Schaffot geführt wurde; die Schriftzüge waren faſt von ihren Thränen verlöſcht. Sie zog alsdann eine Uhr auf, welche der Marquis auf dem Geſimſe des Kamins zurückgelaſſen hatte, ſäuberte ſorgfältig das Geräth, und verließ dieſen Ort nur mit der tröſtenden Hoffnung, am folgenden Tage dorthin zurückzukehren. Dann begab ſie ſich in den Park, um bei dem Denkmale zu weinen, welches ſie dort zur Erinnerung an ihren verewigten Gemahl hatte errichten und mit der Inſchrift ſchmücken laſſen: Zum Andenken an Robert von Saverny, gemordet von den Revolutionairen im Jahre 1794.

in Vannoiſe empfinge; ſie gebrauchten ein Jahr, um dieſes in's Werk zu richten, aber endlich willigte die Marquiſe ein, daß ihr Neffe ihr einen Beſuch abſtatte, der aber nur kurz ſein, und nicht wiederholt werden ſollte. Charles langte an. Sein Anblick war weit entfernt, der Unglücklichen Ruhe und Troſt zu bringen. Abgeſehen davon, daß die Gegenwart dieſes, ihres angenommenen Sohnes, ſie auf ſchmerzliche Weiſe in die glückliche Zeit ihres Lebens zurückführte, haſte Charles ihr niemals eine große Zärtlichkeit eingeflößt, wie ſehr er auch bemüht geweſen war, ſich gegen ſie und den Marquis zu verſtellen, um ſich bei Beiden beliebt zu machen. Nichts deſto weniger empfing Frau von Saverny jetzt ihren Neffen, in welchem ſie das Oberhaupt der Familie und die Stütze ihres berühmten Namens erblickte, beſſer, als er es bei ihrer Gleichgültigkeit, die ſie gegen Jedermann zeigte, hätte erwarten können. Er verließ ſie nicht, ohne von ihr die Erlaubniß erhalten zu haben, einige Monate ſpäter nach Vannoiſe zurückkehren zu dürfen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſelbſt nicht einmal ſeine Gattin mitbringen ſollte.

Nachdem dieser erste Schritt gethan war, hütete sich Charles von Saverny gar wohl, ein Jahr vorübergehen zu lassen, ohne seiner Tante wenigstens zweimal seine Aufwartung gemacht zu haben. So langweilig ihm auch der Aufenthalt an diesem stillen, einsamen Orte war, so tröstete er sich dennoch mit dem Gedanken, daß ihm das Verweilen daselbst, dereinst zu einer großen Erbschaft verhelfen könne. Weit entfernt zu wünschen, daß die arme Witwe ihren Schmerz auch nur auf Augenblicke lang vergessen möchte, oder mit der Welt wieder in Verbindung träte, freuete er sich im Gegentheil, sie bei jedem seiner Besuche trüber, niedergeschlagener und ihrem Schmerze noch mehr hingegeben zu finden. Dennoch aber fehlte noch etwas, um Charles die Zukunft vollständig zu sichern; seine Tante hatte nämlich noch kein Testament gemacht. Wenn er indessen dann und wann einige Worte davon fallen ließ, welchen Wink übrigens Frau von Saverny nicht immer verstand, weil sie stets ihren düstern Träumereien hingegeben war, dann ertheilte sie alsobald Morin den Befehl, dem Herrn von Saverny eine bedeutende Summe auszuzahlen; seit den sechs Jahren aber, in welchen

ihre Verſtandeskräfte ſo ziemlich zurückgekehrt waren, ſo daß ſie nach Willkür über ihr Vermögen ſchalten konnte, waren die Sachen unverändert dieſelben geblieben; ſei es nun daß ſie die Anſpielungen Morins und der Demoiſelle Aubri nicht verſtand, oder daß ſie einen Widerwillen empfand, einen Notar kommen zu laſſen, um ihm ihren letzten Willen in die Feder zu dictiren.

III.

Nichts war seltsamer als die Art und Weise, auf welche Charles von Saverny seine Besuche zu Vannoise abstattete. Wenn seine Tante bei seiner Ankunft sich nicht in einem der Salons befand, in denen sie ihn mitunter auf Augenblicke zu empfangen pflegte, so sah er sie nur bei dem Mittagsmahle, nach welchem die Marquise sich, gedrängt von dem Verlangen, sich wieder allein zu befinden, unverzüglich auf ihr Gemach zurückzog.

Es war nichts Seltenes, daß während der Hälfte des Mahles das tiefste Schweigen beobachtet wurde.

An dem Tage, mit dem wir diese unsre Erzählung begannen, ward angekündigt, daß das Mittagsmahl servirt sei; denn der Schall einer Glocke ließ sich in Vannoise niemals vernehmen. Charles von Saverny, der seine Tante noch nicht

geſehen hatte, harrte ihrer in dem Speiſeſaale, als ſie dort erſchien, von Morin gefolgt.

Ein langes Gewand von ſchwarzer Seide umhüllte ſie vom Haupte bis zu den Zehen, ließ aber ihre auch jetzt noch immer ſchöne Taille erkennen. Ihr langes, nachläſſig aufgeſchlagenes Haar war trotz der Jahre noch nicht gebleicht; aber ſie war ſo blaß und ſo hager, daß ihre Geſtalt weit eher einem Schatten als einem lebenden menſchlichen Weſen glich.

Sie richtete einige Schritte gegen ihren Neffen, welcher auf ſie zueilte, und reichte ihm die Hand ſo freundlich hin, wie es ihre ſtets ernſte Haltung nur geſtattete.

„Ich bin erfreut, Dich zu ſehen, Charles,“ ſprach ſie, „ich hoffe, daß Du Dich wohl befindeſt?“

„Vollkommen wohl, theure Tante; mein heißeſtes Verlangen iſt, daſſelbe von Ihnen zu hören,“ verſetzte Saverny, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte.

„Ach,“ erwiderte die Marquiſe, „ich befinde mich leider nur allzuwohl.“ Und Beide ſetzten ſich darauf zu Tiſche.

Ein minutenlanges Schweigen folgte. Die Marquise schien nicht geneigt dasselbe zu brechen, und ihr stets gesenkter Blick, ermuthigte ihren Neffen keineswegs, das Wort zu nehmen. Glücklicher Weise hatte in der vergangenen Nacht ein heftiger Sturm getobt; Charles benutzte diesen Umstand, seine Tante zu fragen, ob die Donnerschläge sie nicht geweckt hätten.

„Ich schlief nicht," antwortete die Marquise, welche einen Augenblick lang aus ihrer Träumerei geweckt ward. „Ich schlafe im Allgemeinen sehr wenig. Warst Du während des Unwetters unterwegs?"

„Ja, liebe Tante."

„Kommst Du aus Paris oder aus dem Nivernois?"

„Aus Paris, theure Tante. Ich mußte in Geschäften dorthin, aber nur auf so kurze Zeit, daß ich meine Gattin bei ihrer Familie zurückließ." —

Charles hätte hinzufügen können, daß seine Geschäfte in Paris in nichts Anderem bestanden, als in einer Wette von tausend Thalern bei einem Pferde-

rennen, bei welchem er auf einem engliſchen Roſſe reiten wollte, das er vor einigen Monaten mit fünfhundert Louisd'or bezahlt hatte. Was den Umſtand betraf, daß er ſeine Gemahlin bei ſeiner Familie zurückgelaſſen hatte, ſo beſtimmte er ſich dazu um ſo leichter, da Frau von Saverny, mit Ausnahme von zwei Monaten, die ihr geſtattet waren, in der Hauptſtadt zuzubringen, den ganzen übrigen Theil des Jahres im Nivernois verlebte, während ihr Gemahl faſt das ganze Jahr lang das Leben eines Hageſtolzen führte, und zwar in einem prachtvollen Hotel, auf der Chauſſee d'Antin, wo er ſich allen Genüſſen der Hauptſtadt hingab und das Geld mit verſchwenderiſchen Händen vergeudete.

Ein Schweigen, länger als das frühere, folgte den wenigen Worten, die man mit einander gewechſelt hatte. Endlich begann die Marquiſe ſo als halle das letzte Wort, das geſprochen worden, noch in ihrem Ohre nach, wieder auf's Neue, mit einem Anfluge von Theilnahme:

„Befindet ſich Deine Frau in anderen Umſtänden, Charles?"

Dieſer Frage, die ſie alle ſechs Monate, an das nunmehrige Oberhaupt der Familie richtete, war bis jetzt nur ſtets eine verneinende Antwort geworden.

Dies Mal aber entgegnete Charles: „Ich kann endlich der Hoffnung Raum geben, daß der Himmel mir jetzt einen Erben meines Namens ſchenken werde; Frau von Saverny, bisher ſtets ſo ſchwach, wird täglich geſunder und kräftiger. Um ſie gänzlich herzuſtellen, haben die Aerzte ihr eine Reiſe nach Wiesbaden verordnet, wohin ich ſie Ende dieſes Monats bringen werde, ſpäter gedenke ich ſie nach Italien zu führen.“ —

„Das iſt das ſchönſte Land der Welt,“ bemerkte die Marquiſe, deren erloſchene Augen ſich ein wenig belebten; „ich war in Italien mit Deinem Oheim, im Winter des Jahres 1787 und noch immer ſchwebt jenes Land und ſein bewunderungswürdiger Himmel vor meinem Geiſte.“

„Ich möchte, daß meine Gattin dort gleichfalls den Winter zubrächte,“ verſetzte Charles, um zu verhindern, daß ſeine Tante ſich neuerdings in ihre Träumereien verſenke. „Wir werden uns ohne

Zweifel dorthin begeben, wenn nämlich unſre pecuniären Verhältniſſe dieſe zweite Reiſe geſtatten.“

„Das darf Dich nicht beunruhigen,“ antwortete die Marquiſe, in einem Tone, der ihrem Neffen von guter Vorbedeutung ſchien.

„Ei,“ rief Charles, „ſeit ich die Hoffnung habe, Vater zu werden, werde ich ſehr ökonomiſch.“

„Bah! warum quälſt Du Dich?“ warf die Marquiſe nachläſſig hin, und das Geſpräch verſtummte, ohne daß Charles es wagte, den Faden deſſelben wieder anzuknüpfen, denn er fürchtete vor Allem läſtig zu werden, und die langſame Weiſe in der ſeine Tante ſprach, welche faſt nach jedem Worte tief Athem ſchöpfte, verkündete zur Genüge, wie ſchwer ihr das Reden ward. — Nach Beendigung des Mahls, war ſie es dennoch, die wieder das Wort nahm.

„Ich fürchte ſehr, Charles,“ begann ſie, „daß Du Dich hier ungemein langweilſt; denn ich kann Dir keine Hülfsquelle der Unterhaltung bieten; es iſt mit mir vorbei, man muß mich wie eine Todte betrachten. Die Gegend hier aber iſt ſehr ſchön, ich vermuthe, daß wir auch Nachbaren haben, und

wenn Morin meine Befehle befolgt hat," fuhr sie fort, indem sie sich zu diesem wandte, der hinter ihrem Lehnsessel stand, „so muß er Reitpferde gekauft haben, damit Du Ausflüge in die Umgegend machen kannst." Mit diesen Worten erhob sich die Marquise von der Tafel.

„Wie gut Sie sind," antwortete Saverny, indem er ihre Hand erfaßte, und einen zärtlichen Kuß darauf drückte. „Ich bedarf in Varnaise keiner Zerstreuung, keines Vergnügens; ich komme nur hieher, um das Glück zu genießen, Sie einige Augenblicke zu sehen."

„Nicht doch, ich will, daß Morin Sorge trage, daß Du die Zeit etwas weniger traurig hinbringest; und ich mache mir Vorwürfe, nicht früher daran gedacht zu haben. Adieu, Charles, morgen werden wir zusammen frühstücken."

Während sie auf ihr Gemach zurückkehrte, um es den ganzen Tag nicht wieder zu verlassen, warf Charles auf Morin einen Blick, aus dem die größte Zufriedenheit sprach.

„Niemals," bemerkte er, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, „niemals hat sie mich

so gut empfangen, niemals hat sie mir so viel Zärtlichkeit bewiesen. Der Augenblick scheint mir höchst günstig, um sie zu bewegen, ihr Testament aufsetzen zu lassen; gelingt es Euch jetzt nicht, liegt es an Eurer Ungeschicklichkeit."

„Ich will Mademoiselle Aubri in dieser Angelegenheit wirken lassen, sobald Sie Bannoise verlassen haben werden," versetzte Morin.

„Thue das," entgegnete Saverny, „es wird Euch nicht an Mitteln fehlen, auf dies schwache Gemüth einzuwirken."

„Das ist nicht immer leicht," bemerkte der Haushofmeister, „ihr Geist ist nicht so verwirrt, wie Sie es vielleicht glauben. Rücksichtlich mancher Dinge ist sie eben so vernünftig als Sie und ich es sind. Man darf ihr wahrlich kein Wort mehr sagen, als sie hören will; ja mitunter nimmt sie ein so imposantes Wesen an —

„Das ist wahr," unterbrach ihn Charles, „sie hat etwas Edles, Würdiges behalten, was bei einer Geisteskranken etwas höchst Seltenes ist. Sie hat noch dieselben Manieren, die sie am Hofe Ludwigs des Sechszehnten zeigte."

„Das ist ganz natürlich,“ bemerkte Morin, „sie ist dort stehen geblieben. Seit den zehn Jahren, die sie hier verlebte, hat sich rings um sie her nichts verändert, hat sie nichts aus ihrer Stellung als vornehme Dame gerückt. Erzählen Sie ihr nur, daß alle Franzosen gleich sind! Nennen Sie sie nur einmal Bürgerin.“

„Ha,“ entgegnete Charles lächelnd, „ich möchte sie plötzlich in die Tuilerien versetzen, um zu hören, was sie sagen würde zu den Leuten, die sich jetzt dort befinden.“ —

„Sie weiß selbst nicht einmal, daß es einen ersten Consul giebt; denn es ist ausdrücklich verboten, von irgend etwas zu reden, was in Frankreich vorgeht. Kurz, wie sie es Ihnen so eben selbst gesagt, sie gehört nicht mehr dieser Welt an, und Sie werden leicht begreifen, daß es sehr schwer ist, mit einer solchen Geisteskranken — —“

Ein rasches Klingeln, welches augenblicklich wiederholt wurde, unterbrach hier das Gespräch.

„Ich bin es, nach dem sie verlangt,“ fuhr der Haushofmeister fort, und er beeilte sich, die Befehle derjenigen zu empfangen, von der sie

in ihrer Abwesenheit so rücksichtslos gesprochen hatten. —

Er fand seine Gebieterin in einer langen, mit Familienbildern geschmückten Gallerie, wo sie oft Stundenlang auf und ab zu wandern pflegte; er hemmte seine Schritte in einiger Entfernung von ihr und fragte in einem ehrerbietigen Tone: „Die Frau Marquise haben geklingelt, wenn ich nicht irre?“

„Ja,“ antwortete sie. „Sage mir, Morin, haben wir baares Geld hier?“

„Ich habe die Frau Marquise vorgestern benachrichtigt, daß Ihre Pächter von Boissy angelangt wären, und mir Alles gezahlt hätten, was sie schuldig waren. Ich hätte gewünscht, daß Sie, gnädige Frau, die Rechnungen selbst geprüft hätten —“

„Nicht doch, nicht doch,“ unterbrach ihn Frau von Saverny, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr, so als beläßtige sie selbst dies kurze Gespräch über eine Geschäftsverhandlung. „Ich kann mich mit diesen Details nicht befassen, und ich setze in Dich, Morin, das vollste Vertrauen. Wie viel haben diese Pächter bezahlt, und wie viel ist sonst an Geld eingegangen?“

„Ungefähr dreißig tauſend Franken, Frau Marquiſe.“

„Gut. Du wirſt morgen davon meinem Neffen zwanzig tauſend Franks auszahlen, die er zu einer Reiſe bedarf, welche er vor hat. Mehr habe ich Dir nicht zu ſagen, Morin.“ — Und Morin zog ſich augenblicklich wieder zurück.

IV.

Charles von Saverny verließ Vannoise, am zweiten Tage nach seiner Ankunft dort, nicht ohne seiner Tante seine lebhafteste Dankbarkeit dafür bezeigt zu haben, was sie neuerdings für ihn gethan hatte; denn, die Wahrheit zu sagen, niemals waren zwanzig tausend Francs gelegener gekommen, um seine Verlüste im Spiel und seine andern Thorheiten wieder auszugleichen. Er nahm die ganze Summe mit, bis auf fünf hundert Francs, welche er glaubte Morin einhändigen zu müssen, um ihn desto mehr an sein Interesse zu fesseln.

Dies war wirklich das beste Mittel, den Eifer des habsüchtigen, herzlosen Menschen zu beleben. So reich Morin auch schon war — ein Reichthum, den er größtentheils der Großmuth seiner Gebieterin, theils aber auch den Unterschleifen verdankte, deren er sich schuldig machte, seitdem er zum In-

tendanten erhoben worden war — ſuchte er doch noch mehr zu erringen, und Niemand wünſchte mehr, als er ſelbſt, daß ſeine Herrin ein Teſtament mache. Er begab ſich demnach auch an dem Tage, an welchem Charles Vannoiſe verlaſſen hatte, zu Mademoiſelle Aubri, gleich nach dem Mittagseſſen, die, er überzeugt war zu dieſer Stunden allein zu finden; denn ſie bewohnte den Theil des Thurmes, der mit dem Gemache der Marquiſe in Verbindung ſtand, und ließ ſich ihre Mahlzeiten in ihrem Zimmer ſerviren.

Mademoiſelle Aubri war eine hochgewachſene, hagere Jungfrau, welche den Kopf ſtolz trug, in Rückſicht auf das Recht, das ſie erlangt hatte, der ganzen übrigen Dienerſchaft des Schloſſes gebieten zu dürfen, wobei ſie zugleich die größte Sorgfalt auf ihre Toilette verwandte und vorgab nur vierzig Jahre zu zählen, obgleich ſie ſchon acht und vierzig Jahre alt war. Stolz darauf, nur zwei oder drei Damen gedient zu haben, welche einen vornehmen Namen trugen, was ſie als das höchſte Glück der Welt betrachtete, hätte man ſie niemals bewogen können, einer Frau von niederer Geburt zu dienen,

ſelbſt, wenn man ihr ein Jahrgehalt von tauſend Thalern geboten hätte. Schwach an Geiſt und Charakter, gehörte ſie zu jenen Perſonen, die das Gute oder das Böſe thun, je nach dem Einfluße, den man auf ſie ausübt, und ihre Liebe für ihre Gebieterin hätte erwarten laſſen, daß ſie gut gehandelt haben würde, hätte der Zufall nicht ihr Leben mit dem eines Geſchöpfes verbunden, das ſo verderbt und dabei ſo ſchlau war, wie Morin.

Zu jener Epoche, in welcher Mademoiſelle Aubri und Morin ſich kennen lernten, war der Letztere ein recht hübſcher Mann, und obgleich er ſeitdem ſiebenzehn Jahre älter geworden war, erſchien er Mademoiſelle Aubri noch ebenſo, wie an den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft. In der von ihr aufrecht gehaltenen Hoffnung, daß er ihr ſeine Hand reichen werde, liebte ſie ihn noch ebenſo wie früher, denn da die alte Jungfrau durch nichts abgezogen wurde, ſo nahm das Gefühl für Morin ausſchließlich ihre ganze Seele ein.

Morin fand Mademoiſelle Aubri, wie er ſie alle Abende gefunden hatte, das heißt, ſeines Erſcheinens mit der größten Ungeduld harrend. Er

fand auch, der Gewohnheit gemäß, den Tisch zu einer Parthie Piquet bereit stehen; denn Morin zog das Kartenspiel der langweiligen Unterhaltung vor, zu der er sonst gezwungen gewesen wäre; dies Mal aber hielt er Mademoiselle Aubri zurück, als sie noch eine zweite Kerze anzünden wollte, um sie auf den Spieltisch zu stellen, und sprach in einem zärtlichen Tone: „Wenn Sie wollen wie ich, Verehrte, so wollen wir diesen Abend nicht Karten spielen. Ich habe mit Ihnen von einer Angelegenheit zu reden, die uns Beide sehr interessirt.“ Die Stimme Morins hatte bei diesen Worten etwas, was das Herz der Mademoiselle Aubri noch heftiger pochen machte.

„Haben Sie endlich den Entschluß gefaßt, mit der gnädigen Frau von unserer Verheirathung zu sprechen?“ fragte sie erröthend.

„Sie wissen, theure Erneſtine,“ erwiderte Morin, „daß unsre Verbindung nicht eher stattfinden kann, als bis Ihr Schicksal und das meine festgestellt worden. Eine Uebereilung würde uns jede Hoffnung auf eine unabhängige Zukunft rauben. Was ich Ihnen aber zu sagen habe, kann dazu

beitragen, den glücklichen Tag herbeizuführen, an dem Sie die Meinige werden ſollen.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiderte Mademoiſelle Aubri, indem ſie ihren Sitz von vorhin wieder einnahm, nicht aber ohne einen tiefen Seufzer hervor zu ſtoßen.

„Es kommt jetzt mehr als je darauf an, ein Teſtament zu erlangen,“ bemerkte Morin. „Denn wir können auf nichts rechnen, ſo lange die Sachen bleiben, wie ſie jetzt ſtehen. Nur durch eine Veränderung der Dinge, können wir hoffen, vereint zu werden;“ bei dieſen letzten Worten drückte Morin die Hand der Mademoiſelle Aubri, deren gute Laune dadurch gänzlich zurückgeführt wurde.

„Ich habe keine Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, in dieſer Rückſicht Worte bei ihr fallen zu laſſen,“ antwortete die alte Mademoiſelle; „es ſcheint aber, daß jedes Wort an ihrem kranken Geiſte abgleitet.“ —

„Hören Sie mich an,“ fuhr Morin fort, „wir glauben Beide, daß die Nothwendigkeit einen Notar kommen zu laſſen, um ihm ihre Abſichten zu offenbaren, eine Frau erſchreckt, die kaum vier Tage

im Jahre die Gegenwart ihres Neffen zu ertragen vermag. Wohlan, ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, dieſe Schwierigkeit zu heben.“

„Und dieſes Mittel iſt?“

„Sie haben mir geſagt, daß Sie ſich oft lange mit ihr unterhielten.“

„Nun ja, mitunter. Ich kann mich ſelbſt rühmen, daß Sie mehr mit mir ſpricht, als mit jedem Anderen.“

„Das iſt ganz natürlich, da Sie die Einzige ſind, die in ihre Nähe kommt,“ antwortete Morin in einem ruhigen Tone, obgleich es ihn innerlich ärgerte, daß dieſe alte Perſon im Stande ſei, ſeine Intriguen zu vereiteln oder zu befördern, je nachdem ſie für ihn Zuneigung oder Abneigung fühle.“

„Würde ſie wohl von Ihnen, zum Beiſpiel, die Erzählung einer Geſchichte anhören?“ fragte er nach einer kurzen Pauſe.

„Ganz gewiß,“ antwortete Mademoiſelle Aubri; erſt vorgeſtern habe ich ihr von der Frau des Dachdeckers erzählt, welcher vom Dache ſtürzte und augenblicklich den Tod fand, und die mit fünf armen, kleinen Kindern hülflos zurückblieb. Die

Marquiſe ließ mich lange Zeit reden, und ich bin überzeugt, daß ſie Alles gehört hat; ſie gab mir zehn Louisd'or, um ſie der armen Frau zu überbringen; denn ſie iſt ſehr gutmüthig, die gnädige Frau, ſie iſt ſehr gutmüthig, und — —"

„Schön, ſchön," unterbrach ſie Morin, „aber darauf kommt es jetzt nicht an. Hören Sie, theure Erneſtine, was Sie zu thun haben. Man muß ſie, ohne daß ſie es bemerkt, auf etwas aufmerkſam machen, was ſie noch nicht weiß, nämlich, daß ſie mit ihrer eigenen Hand ein Teſtament aufſetzen kann, welches dieſelbe Gültigkeit hat, als habe es ein Rechtsgelehrter ausgefertigt."

„Ein ſelbſtgeſchriebenes Teſtament alſo," bemerkte Mademoiſelle Aubri.

„Wie," rief Morin freudig, „Sie kennen Das?" —

„Mein Großoheim hat ein ſolches Teſtament aufgeſetzt, als er ſein Vermögen dem jüngeren Bruder meines Vaters hinterlaſſen wollte, den er uns Allen vorzog. Ich ſtehe Ihnen dafür, Morin, daß, ohne dies Teſtament, Sie nicht nöthig hätten, ein Vermögen von anderer Seite zu erwarten. Ich

wäre reich genug für uns Beide, wenn jener Großoheim nicht die Schändlichkeit begangen hätte, uns zu enterben.“

„Was geschehen ist, ist geschehen, meine liebe Freundin,“ versetzte Morin, den sein freudiges Gefühl so weit führte, daß er Mademoiselle Aubri auf die Stirn küßte. „Es bedarf jetzt nur, die Marquise mit der Förmlichkeit bekannt zu machen, von der Ihre Familie ein Beispiel liefert. Es reicht hin, daß sie erfährt, daß ein eigenhändig aufgesetztes Testament Gültigkeit hat, und in einem günstigen Augenblick wird sie zu bestimmen sein, ein solches zu Gunsten des einzigen Neffen anzufertigen, den sie jetzt noch anerkennt. Aber ergießen Sie sich nicht in Schmähungen gegen Ihren Großonkel, weil er Ihren Vater enterbt hat, denn sie soll gerade auf gleiche Weise gegen ihren Neffen George verfahren.“

„Ei, das ist ja ein großer Unterschied! Mein Vater war ein vortrefflicher Mann, dem sein Oheim nichts vorzuwerfen hatte. Er würde sich nicht mit den Halsabschneidern verbunden haben, während

Herr George alle seine Verwandte in Verzweiflung gesetzt hat.“ —

„Dennoch haben Sie ihm lange Zeit ihre Theilnahme erhalten.“

„Hören Sie mich an, Morin,“ antwortete Mademoiselle Aubri. „Ich sah ihn so jung und er war so liebenswürdig! Schön wie ein Engel, kurz ein wahrer Saverny, im vollen Umfange des Worts. Allerdings hatte ich ihn lieb; aber Gott weiß es, seit er seine Familie beschimpft hat, seit er sich den Revolutionsmenschen angeschlossen hat, die seinen Oheim gemordet, ist zwischen uns Alles vorbei. Ich habe nicht wenig dazu beigetragen, seine Rückkehr in dieses Haus zu verhindern, und Sie sehen ja, daß ich seitdem die gnädige Frau in ihrem Unwillen gegen ihn zu bestärken suche.“

„Ich muß Ihnen in dieser Rücksicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, Ernestine: wenn man Sie aufmerksam macht, dann handeln Sie ganz verständig; aber Sie haben Augenblicke, in welchen Sie geleitet werden müssen.“

„Habe ich seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft mich je geweigert, Ihnen zu folgen, Morin?

Indem sie diese Worte in einem zärtlichen Tone aussprach, legte Mademoiselle Aubri sanft ihre Hand auf die des Kammerdieners.

„Auch haben wir bereits viele glückliche Jahre mit einander verlebt, meine Theure, und endlich stehen wir auf dem Punkte, uns vereinigt zu sehen, und reich und glücklich zu werden. Aber sagen Sie mir jetzt, wie wollen Sie sich benehmen, um die Gräfin mit dem bekannt zu machen, was sie durchaus wissen muß; wir wollen mit einander verabreden, was Sie ihr mittheilen werden.“

Mademoiselle Aubri wiederholte jetzt das Gespräch, welches sie mit ihrer Gebieterin zu führen gedachte, und Morin ertheilte ihr seinen Rath, rücksichtlich der vielen Floskeln, deren sie sich bedienen sollte. Sie verbrachten mehrere Stunden um zu verabreden, wie sie auf den schwachen Geist einwirken wollten, was wahrlich keine leichte Aufgabe war; sie trennten sich erst gegen Mitternacht, und niemals hatte Morin so lange bei dem armen Mädchen geweilt, das ihn anbetete.

Ohne ausführlich die Mittel und Wege zu berichten, welche Mademoiselle Aubri anwandte, um

ihre Herrin zu bestimmen, ein Testament aufzusetzen, reicht es hin zu erzählen, daß vierzehn Tage nach dem, was wir so eben bemerkt haben, die Marquise eines Abends ihrer Kammerfrau zu einer ganz ungewohnten Stunde klingelte.

„Was mag die gnädige Frau wollen?“ fragte Mademoiselle Aubri, welche grade mit Morin eine Parthie Piquet spielte, „sie klingelt nie vor zehn Uhr, zu welcher Stunde ich sie entkleide.“

„Gehen Sie schnell, schnell,“ versetzte Morin, „ich will hier Ihre Rückkehr erwarten.“

Die alte Demoiselle beeilte ihre Schritte, so schnell sie es vermochte, denn obgleich Mademoiselle Aubri, in ihrer blinden Zärtlichkeit für Morin, ganz und gar dem Willen desselben unterthänig war, so leuchtete doch ihre Anhänglichkeit für ihre Gebieterin dabei jedes Mal durch.

Als sie in das Gemach der Marquise trat, saß diese an einem kleinen Tisch, und las in einem Papier. Ihre Züge waren noch niedergeschlagener als gewöhnlich, so daß die Kammerfrau sich beeilte zu fragen, ob sie leidend sei.

„Nein,“ antwortete Frau von Saverny, „aber

ich habe hier einige Zeilen aufgesetzt, und das hat mich sehr angegriffen.“

Es war in der That seit acht Jahren das erste Mal, daß die arme Frau wieder eine Feder in die Hand genommen hatte, außer wenn sie die Rechnungen Morins unterschrieb, welches sie stets that, ohne sie zu lesen.

„Was ich geschrieben habe, ist aber ein großes Geheimniß, Aubri,“ fuhr die Marquise fort, „und Du darfst zu Niemand in der Welt davon reden. Komm hieher, lies und sprich, ob Dir dieses gültig scheint.“

Die alte Demoiselle nahm das Papier mit einer Hand, welche die Freude zittern machte.

„Lies laut,“ gebot die Marquise. Und Mademoiselle Aubri las gehorchend, was folgt:

„Ich vermache hiemit Alles, was ich in dem Augenblick meines Ablebens besessen, an Charles Louis von Saverny, Neffe meines unvergeßlichen Roberts, meinen nächsten Anverwandten. Ich beauftrage ihn, von seiner Erbschaft sechzig tausend Francs an Morin, meinen treuen Kammerdiener, und dreißig tausend Francs an Mademoiselle Aubri

auszuzahlen, so wie jedem meiner Leute ein zweijähriges Gehalt zu vergüten.“

Geschehen zu Vannoise, den 2. Septr. 1802.

Adelaide Victoire de Saverny,
geborne von Montglas.

Die Frau Marquise sind allzugütig, meiner gedacht zu haben,“ bemerkte Mademoiselle Aubri, indem sie die welke Hand ihrer unglücklichen Gebieterin küßte.“

„Wie hätte ich Dich vergessen können, mein gutes Mädchen?“ erwiderte die Marquise in einem weichen, freundlichen Tone. „Aber glaubst Du, sprich, daß sich nach meinem Tode, rücksichtlich dieses Testaments Schwierigkeiten erheben könnten?“

„Das ist unmöglich; das Papier bedarf nur noch der Untersiegelung; und daß die Frau Marquise auf den Umschlag eigenhändig die Worte schreiben: Mein letzter Wille.“

„Das soll sogleich geschehen,“ entgegnete die Marquise.

Als sie das Genannte bewerkstelligt hatte, fuhr sie fort:

„Ich will nicht, daß dieses Papier in meinem Zimmer bleibe, denn ich vergesse jeden Augenblick den Schlüssel von meinem Schreibtisch abzuziehen, und ich will durchaus, daß außer Dir, Niemand den Inhalt meines letzten Willens kenne; selbst Morin soll nicht darum wissen.“

„Ach,“ erwiderte Mademoiselle Aubri, „Morin ist Ihnen, gnädige Frau, so sehr attachirt, daß —“

„Er soll dennoch nichts davon erfahren,“ unterbrach sie die Marquise, indem sie die Stimme ein wenig hob, so daß ihr Ton etwas Gebietendes erhielt; „er würde sogleich meinem Neffen davon Nachricht geben, den er stets ungemein geliebt hat, und den ich gern etwas ökonomischer wünsche. Komm mit mir.“

So sprechend nahm sie eine der brennenden Kerzen, welche auf dem Tische standen, um in ein kleines Boudoir zu treten, das nur durch ein Zimmer von ihrem Gemache getrennt war.

Es war in diesem Boudoir, welches stattlich ausgeschmückt war, wo sie, als ihr Gatte noch lebte, die meiste Zeit zubrachte. Aber schmerzliche Erinnerungen hielten sie seitdem von dort zurück.

„Ich will das Papier hier niederlegen," sprach Frau von Saverny, indem sie das Testament dem Schubfache eines kleinen Tisches übergab, welches sie darauf wieder sorgfältig verschloß. „Jetzt," fügte sie mit leiser Stimme, wie zu sich selbst sprechend hinzu, „jetzt ist mein letztes Geschäft mit dieser Welt abgemacht."

„Ich hoffe, daß Sie jetzt beruhigt sind, gnädige Frau," bemerkte Mademoiselle Aubri, die ihre eigne Freude kaum verbergen konnte.

„Ich weiß es selbst nicht, antwortete die unglückliche Frau mit großer Gemüthsbewegung, mein Gemahl hatte kein Testament gemacht, dennoch glaube ich, daß er jetzt, jetzt grade wie ich handeln würde."

Indem sie diese Worte mit erstickter Stimme hervorbrachte, fragte ihr Blick den der Mademoiselle Aubri.

„O, gewiß, ganz gewiß," beeilte sich die betagte Jungfrau zu erwidern.

Beruhigt durch die Beistimmung des einzigen Geschöpfs, das sie um Rath fragen konnte, fuhr die Märquise in einem ruhigeren Tone fort:

„Du sollst diesen Schlüssel aufbewahren, und wenn Gott mich mit meinem Robert vereinigt haben wird, wirst Du denselben seinem Neffen einhändigen. Jetzt kannst Du auf Dein Zimmer zurückkehren, gute Aubri," fügte sie hinzu, indem sie der Letzteren den Schlüssel übergab, „ich will einen Spaziergang in den Park machen, denn ich fühle mich sehr aufgeregt."

Und mit schwankenden Schritten begab sie sich in ihr Gemach. Sie war dort kaum angelangt, als auch Mademoiselle Aubri in das ihre trat, wo Morin ihrer harrte; sie rief mit vor Freude zitternder Stimme: „Es ist gelungen, mein Freund, das Testament ist ausgefertigt! Sie vermacht dem Herrn Charles ihr ganzes Vermögen, bis auf sechzig tausend Francs für Sie, dreißig tausend Francs für mich, und ein zweijähriges Gehalt für die gesammte Dienerschaft."

„Ist das Alles?" fragte Morin freudig. —

„Alles! Wir haben das kostbare Dokument im Boudoir, in einem kleinen Tische deponirt, wovon sie mir den Schlüssel übergab."

Bei dieſen Worten vergaß Morin das Alter der Demoiſelle Aubri, ſchloß ſie in ſeine Arme, und drückte ſie einige Augenblicke lang an ſeine Bruſt.

V.

Drei Monate vergingen, während welcher Zeit Morin von seiner Gebieterin die Erlaubniß erhalten hatte, zwei Tage in Paris zubringen zu dürfen. Diese kurze Zeit der Abwesenheit reichte hin, Charles von Saverny die frohe Kunde zu überbringen, und sich nach dem Tode der Marquise eine der besten Pachtungen von Vannoise zuzusichern.

Nunmehr überzeugt, sich auf die Treue seines Verbündeten verlassen zu können, und vielleicht recht bald zu dem Besitz eines großen Vermögens zu gelangen, trat Saverny seine Reise an, welche ein ganzes Jahr dauern sollte.

Die Gesundheit derjenigen, auf deren Erbschaft man rechnete, ward immer schwächer und schwächer, und ihre feste Weigerung, einen Arzt um Rath zu fragen, beurkundete ihren Wunsch,

dieſe Welt recht bald zu verlaſſen. Morin konnte alſo hoffen, daß er in kurzer Friſt die Früchte ſo vieler Intriguen und Lügen erndten würde; da aber ſtörte plötzlich eine ganz unerwartete Begebenheit ſein Vertrauen auf die Zukunft.

Obgleich die Marquiſe ſeit vielen Jahren ihren Umgang mit der Geſellſchaft abgebrochen hatte, und obgleich ſie keine anderen Briefe empfing, als die von ihrem Neffen Charles, empfahl dennoch Morin den etwa neu engagirten Dienſtboten: alle Briefe, die ankangen würden, nur ihm einzuhändigen. Der Zufall aber wollte, daß er bei einem jungen Mädchen, welches er neulich in Dienſt genommen hatte, um bei der Wäſche zu arbeiten, dieſe Vorſicht nicht beobachtete.

Das junge Mädchen befand ſich ſeit acht Tagen im Schloſſe, und gleich allen anderen Dienſtboten, war ſie ſehr neugierig die vornehme Dame zu ſchauen, die ihr ihren Lohn auszahlen ließ. Eines Morgens als ſie ausging, um einen kleinen Gang in's Dorf zu machen, ward ſie von einem Manne angeredet, der ein kurzes Wamms trug, und deſſen ſtaubbedeckte Schuhe verkündeten, daß er einen

weiten Weg zurückgelegt habe; als er erfuhr, daß sie im Schlosse diene, übergab er ihr einen Brief, mit dem Bemerken, daß derselbe von großer Wichtigkeit sei, und er sofort der Frau von Saverny eingehändigt werden müsse. Das junge Mädchen fand diese Gelegenheit zu schön, als daß sie dieselbe nicht hätte benutzen sollen, denn sie hoffte, durch die Veranlassung ihre Zudringlichkeit zu entschuldigen. Sie wußte, daß um diese Zeit die Schloßherrin einen Spaziergang im Park mache, zu dem der Zutritt Jedermann untersagt war, und zwar bei Strafe fortgejagt zu werden; sie besaß also nicht Muth genug, sich dorthin zu begeben, aber sie wartete am Eingange des Hausflurs den Augenblick ab, in welchem die Marquise durch eine Glasthür wieder zu ihrem Gemache zurückkehren würde. So wie sie die Letztere erblickte, näherte sie sich, nicht ohne eine gewisse Angst vor dem schwarzen Gespenst, vor dem sie sich tief verbeugte, und darauf im ehrerbietigsten Tone sprach: „Hier ist ein Brief für die gnädige Frau.“

Bei dem Anblick dieses fremden Gesichts, bei der Ankündigung eines Briefes, empfand die Mar-

quiſe ein gewiſſes krampfhaftes Gefühl, welches ſie um einen Schritt zurücktreten ließ; ſie faßte ſich indeß, richtete einen Moment lang ihre großen dunklen Augen auf das junge Mädchen, nahm mit einem ſtaunenden Blick das Schreiben, und trat in ihr Gemach, ohne auch nur ein einziges Wort zu ſprechen.

So beunruhigt ſie auch durch dieſen Vorfall war, bemerkte die Marquiſe doch augenblicklich, daß die Adreſſe nicht die Hand ihres Neffen war; auch zögerte ſie, das Schreiben zu öffnen; aber bedenkend daß ſich vielleicht ein Unglücklicher an ſie wende, um ihren Beiſtand zu erflehen, brach ſie das Siegel und las wie folgt:

Madame,

„Herr George von Saverny, Ihr Neffe, hat, als er in der Hoffnung auswanderte, in der Ferne für das Glück ſeiner Tochter arbeiten zu können, meiner Sorge und der meiner Gattin den theuerſten Gegenſtand ſeiner Liebe anvertraut.

Seit zwei Jahren befindet ſich das Fräulein von Saverny bei uns, und wir haben ſie wie

unſer eignes Kind behandelt. Seit zwei Jahren haben wir keine Nachrichten von ihrem Vater erhalten, obgleich er uns feſt verſprochen hatte, uns für den Unterhalt der Kleinen Geld zu übermachen, und wir befürchten daher, daß er ſich nicht mehr unter den Lebenden befinde. Der Tod meiner Gattin, die ich das Unglück hatte vor ſechs Monaten zu verlieren, eine Reihe von trüben Begebenheiten, welche mir mein Vermögen raubten, dies Alles zwingt mich, mich nach der Auvergne zu begeben, um dort von dem Wenigen, was mir übrig geblieben iſt, bei meiner Familie meine übrigen Tage zu verleben. Die arme Kleine, deren Sorge ich übernommen hatte, kann alſo nicht mehr auf mich rechnen. In der Hoffnung aber, Sie werden nicht zugeben, daß ein Kind, das Ihren Namen trägt, der öffentlichen Wohlthätigkeit übergeben werde, habe ich mich entſchloſſen, durch Bourges zu paſſiren, wo ich mich jetzt mit der Tochter Georges von Saverny und allen ihren Familien-Papieren befinde. Zwei Tage lang werde ich dort Ihrer Befehle, gnädige Frau, warten, bevor ich über die

Kleine verfüge, rücksichtlich welcher ich Ihr ganzes Mitleid in Anspruch nehme.“

„Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen als

Ihr ganz ergebener Diener

Dübriel, Ex-Advokat.

Im Hotel zum „weißen Roß“ in Bourges.

Obgleich der Geist der Marquise sich seit langer Zeit einem einzigen Gedanken, einem einzigen Schmerze hingegeben hatte, fühlte sie dennoch bei der Lesung dieses Briefes eine lebhafte Gemüthsbewegung und es gelang ihr sich einen Augenblick lang, von der fixen Idee loszureißen, die sie unablässig verfolgte. Sie las den Brief immer wieder und wieder, um jede Frage desselben abzuwägen, und als sie an die Worte kam: „die öffentliche Wohlthätigkeit,“ fühlte sie ihr altadeliges Blut in ihren Adern erstarren. „Eine Saverny dem öffentlichen Mitleid preisgegeben,“ murmelte sie vor sich hin, indem sie in ihrem Gemache mit unbeschreibbarer Unruhe auf und ab schritt, „eine Saverny! Ach, Robert! Geist meines theuren Robert, flüstere

mir zu, was ich thun ſoll, um Deinen Namen von dieſer Schmach zu retten!“

Auf jeden Fall war es ihr höchſt verhaßt, die Enkelin des Revolutionairs Dupuis zu ſich zu nehmen, das Kind, das ſie mit einer niedriggebornen Familie verband. Die Erinnerung an George, den ſie ſo zärtlich geliebt hatte, hätte ihr Herz rühren können, wenn die Undankbarkeit, deren ſie ihn fähig hielt, und die unwürdige Ehe, die er geſchloſſen hatte, nicht ſchon ſeit geraumer Zeit die Liebe erſtickt hätte, die ſie vormals für ihn hegte; jetzt rief in ihrem Innern leider nichts auch nur das geringſte Intereſſe für die unglückliche Waiſe wach.

Sie verbrachte mehrere Stunden in Nachdenken und Ungewißheit verſunken. Endlich trug der Name, den ſie führte, der Stolz auf dieſen ihr ſo theuren Namen den Sieg über alles Andere davon, und ſie klingelte Mademoiſelle Aubri.

„Es muß hier noch Wagen, Pferde und einen Kutſcher geben,“ ſprach ſie, zu der eintretenden Kammerfrau gewendet, mit einer Schnelligkeit der Rede, wie ſie ſolche ſeit langer Zeit nicht hatte vernehmen laſſen.

„Allerdings,“ antwortete Mademoiſelle Aubri ungemein erſtaunt.

„Gut,“ fuhr die Marquiſe fort, Du wirſt ſogleich anſpannen laſſen und nach Bourges fahren, um einen Brief zu überbringen, den ich ſchreiben werde.“

Dieſe Erklärung machte die Zofe ſo beſtürzt, daß ſie wie erſtarrt da ſtand, ohne auch nur ein einziges Wort erwidern zu können, während die Marquiſe ſchnell einen Brief hinwarf, ihn zuſammenfaltete und ihr Siegel darauf drückte.

Durch dieſes Schreiben erklärte ſich die Witwe Roberts von Saverny bereit, die Tochter des Neffen ihres verſtorbenen Gatten zu ſich zu nehmen, und ſie beauftragte Herr Dübriel, das Kind dem zuverläſſigen Frauenzimmer zu übergeben, welches ſie ihm zu dieſem Entzweck ſändte.

„Das Zimmer im Thurme muß noch möblirt ſein,“ nahm alsdann die Marquiſe wieder das Wort.

„Das iſt allerdings der Fall,“ antwortete die betagte Jungfrau, deren Erſtaunen immer mehr und mehr wuchs.

Ihre Gebieterin fuhr fort:

„Du wirſt ein kleines Mädchen mitbringen, welches Du in dem Zimmer einlogiren wirſt, das dem Deinen am nächſten iſt. Du wirſt eine der Frauen des Schloſſes als Dienerin bei ihr anſtellen. Kurz, ich beauftrage Dich, in Allem für ſie zu ſorgen, ganz beſonders aber darauf Acht zu haben, daß ſie meine Ruhe nicht ſtöre, indem ſie mir in den Weg kommt; denn nichts in der Welt könnte mich bewegen, einen Abkömmling des Herrn Düpuis zu ſehen.“

Die Marquiſe ſprach dieſe letzten Worte mit einem ſolchen Ausdruck der Verachtung aus, daß dieſes bei Mademoiſelle Aubri gewiſſermaßen den Verdruß minderte, den der Auftrag ihrer Gebieterin in ihr hervorgerufen hatte, und ſie wagte daher eine Frage, die als ein indirecter Rath betrachtet werden konnte.

„Die Frau Marquiſe ſind alſo verpflichtet, jenes Kind zu ſich zu nehmen?“ bemerkte ſie mit einer Art und Weiſe, welche deutlich genug verkündete, wie wenig ſie geneigt war, den ihr gewordenen Auftrag zu vollziehen.

„Verpflichtet, unerläßlich verpflichtet,“ verſetzte

die Marquiſe mit einem Anflange von Unmuth, „denn ſie hat keinen Vater mehr, keine Zuflucht, und ſie trägt meinen Namen. Sie muß bis zu der Rückkehr meines Neffen hierbleiben, welcher alsdann ſchon Mittel finden wird, ſie fern von hier auf eine anſtändige Weiſe unterzubringen. Bringen wir alſo dieſe unangenehme Sache ſo ſchnell als möglich zu Ende. Du wirſt dieſe Rolle Gold dem Herrn Dübriel einhändigen, der das kleine Mädchen nach Bourges gebracht hat; ich will nicht, daß es dermaleinſt heißen ſoll: dieſer Mann habe einem Fräulein von Saverny Almoſen geſpendet. Beeile Dich alſo.“ —

„Ich hoffe, er wird ſich nicht weigern, ſie mir anzuvertrauen?“ bemerkte Mademoiſelle Aubri.

„Wenn er meinen Brief empfängt, gewiß nicht,“ erwiderte die Marquiſe; überdieß kann er ja, wenn es ihm gefällt, ſie bis hieher begleiten; aber ich will weder das Kind noch ihn ſehen. Hörſt Du, Aubri, ich will Niemand ſehen! Geh jetzt!“ —

Die Kammerfrau verließ augenblicklich das Gemach, und während auf ihren Befehl die Pferde

vorgespannt wurden, durchrannte sie das ganze Schloß, um Morin aufzusuchen und ihm zu erzählen, welcher Auftrag ihr geworden sey. Morin hatte sich gerade in diesem Augenblick zu seinem künftigen Pachter begeben; seine Besuche dort dauerten stets etwas lange, so daß die alte Demoiselle in den Wagen steigen mußte, ohne daß sie sich zuvor mit ihrem Freunde berathen konnte, welches Betragen sie unter den obwaltenden Umständen beobachten solle.

Nichtsdestoweniger aber beunruhigten sie die Betrachtungen, die sie unterwegs machte, über die Folgen, welche die ganze Sache haben konnte. Die Marquise hatte ihr gesagt, daß der Vater der Kleinen todt sei, und die Existenz Georges war stets gefährlicher als das Daseyn eines Kindes, über welches sie verfügen konnte, das nur sie sehen würde, und das das Schloß gleich nach Ankunft Charles von Saverny wieder verlassen sollte. Sie kannte ihre Herrin zu gut, als daß sie hätte befürchten können, es werde jemals eine Annäherung von Bedeutung zwischen der Hochadeligen und der Enkelin des Herrn Düpuis stattfinden. Sie verließ sich übrigens auf ihre Geschicklichkeit, um mit einem günstigen

Erfolge den Anflug einer ſolchen Laune zu bekämpfen, und je mehr ſie die Folgen deſſen berechnete, was ſie anfangs ſo beunruhigt hatte, je zufriedener ward ſie.

In Bourges angelangt, ließ ſie ſich ſofort nach dem weißen Roße führen, fragte dort nach Herrn Dübriel, und ward von einer Magd in ein Zimmer geführt, in welchem ſich ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren befand, neben dem ein junges Mädchen mit einer Puppe ſpielte.

Mademoiſelle Aubri richtete ihren Auftrag in geſuchten Phraſen aus, und affektirte alle Manieren einer würdigen Stellvertreterin ihrer Herrin. Herr Dübriel öffnete den Brief, und während er las, richtete die alte Demoiſelle neugierige Blicke auf das Kind.

Robertine von Saverny konnte damals ungefähr ſieben Jahr alt ſein. Sie war allerliebſt gewachſen. Alle ihre Bewegungen hatten jenen unbeſchreibbaren Reiz, der nur der Kindheit angehört, und man hätte ihr hübſches Geſicht wählen können, um den Gott der Liebe zu malen. Mademoiſelle Aubri, weit entfernt, von der Schön-

heit der Kleinen gerührt zu ſein, betrachtete ſie eben deshalb mit nur noch größerem Unwillen und Mißvergnügen.

Als Herr Dübriel den Brief der Marquiſe bis zu Ende geleſen hatte, deſſen Inhalt alle ſeine Hoffnungen überſtieg, ſchlug er den Blick zum Himmel empor, und ſprach mit bewegter Stimme: „Ich danke Gott, daß es mir gelungen iſt, unſere theure Robertine wieder in ihre Familie einzuführen. Ich will Alles zu ihrer Abreiſe vorbereiten, Madame; es wird nicht lange Zeit wegnehmen, denn ich habe ihren Koffer noch nicht geöffnet. Ich hoffe, es wird Ihnen möglich ſein, bis Vamoiſe mir ein Plätzchen in Ihrem Wagen zu geſtatten. Ich werde dort Mittel finden, mich für meine Rückkehr zu arrangiren, denn es liegt mir ungemein viel daran, ſie ſelbſt den Armen der Frau von Saverny zu übergeben.“

„Die Frau Marquiſe von Saverny iſt in dieſem Augenblick ſo leidend, mein Herr, daß es ihr ganz unmöglich ſein wird, Sie zu empfangen,“ antwortete trocken Mademoiſelle Aubri.

„Gleichviel,“ verſetzte Herr Dübriel, „ich

halte es für ſchicklich, daß ich die Kleine ſelbſt bis in das Haus ihrer Tante geleite.“

„Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr,“ entgegnete Mademoiſelle Audri, etwas unmuthig; „ſeit fünfundzwanzig Jahren aber, ſeit welcher Zeit ich die Ehre habe, die Frau Marquiſe zu bedienen, ſchenkt ſie mir ihr vollſtändiges Vertrauen, und ich bin es, die ſie mit Allem beauftragt hat, was dieſes Kind betrifft.“

„So ſteht es in dieſem Briefe,“ verſetzte Herr Dübriel.

„Sie hat mich auch beauftragt,“ fuhr jene fort, „Ihnen dieſe fünfzig Louisd'or einzuhändigen, kurz Ihnen die Auslagen zu vergüten, welche Sie für die Tochter des Herrn George gehabt haben könnten.“

„Was dieſe Ausgaben betrifft,“ ſprach Herr Dübriel, „ſo haben wir ſie mit Vergnügen gemacht, ſo lange unſer Vermögen es zu thun geſtattete. Ich werde es niemals bereuen, ſo gehandelt zu haben; ich habe nur beklagt, nicht ferner ſo verfahren zu können, und ich habe nie darauf gerechnet —

Da aber Mademoiſelle Aubri darauf beſtand, ſo willigte er endlich ein, nahm die Goldrolle, und ſteckte ſie zu ſich.

Während dieſes Geſprächs hatte die kleine Saverny ihre Puppe fallen laſſen, und weinte ihre bitteren Thränen.

„Weine nicht, liebe Robertine,“ beruhigte Herr Dübriel, indem er das kleine Mädchen in ſeine Arme ſchloß, „was Dich traurig zu machen ſcheint, iſt das größte Glück für Dich, und Deinen armen Vater wird es mit Freude erfüllen.“

„Ich kann aber doch nicht allein fort, mit jener fremden Dame,“ bemerkte die Kleine, noch immer unter Thränen und mit zitternder Stimme.

„Ich werde Dich begleiten, mein liebes Kind,“ tröſtete Herr Dübriel, „wir begeben uns zu einer Dame, die Deine Verwandte iſt, und die Dir viel Gutes erzeigen wird.“

Aber vergebens ſuchte der Greis den Schmerz der Kleinen zu beſchwichtigen. Vergebens bemühte ſich Herr Dübriel, indem er aus einem Schrank ein großes Packet und ein Käſtchen von Ebenholz hervorzog, das ſorgfältig verſiegelt war,

Robertine durch die Versicherung zu beruhigen, daß er sie in ein schönes Schloß führe, in dessen Garten die herrlichsten Früchte und Blumen prangten. Robertine weinte fortwährend.

Endlich machte man sich auf den Weg, und während der Reise spendete Herr Dübriel unabläßig der Kleinen, von der er nunmehr scheiden sollte, die sanftesten Trostworte; Mademoiselle Aubri dagegen zürnte innerlich ob der großen Last, welche ihr die Sorge für die Kleine verursachen würde, und ob der großen Schönheit derselben, rücksichtlich deren sie befürchtete, daß sie in Vannoise großen Eindruck machen werde.

VII.

Die erste Person, welche man im Hofe gewahrte, als man aus dem Wagen stieg, war Morin, dessen unruhige Gesichtszüge dazu beitrugen, die Bestürzung der Mademoiselle Aubri noch zu vermehren.

Sie beeilte sich, den Kammerdiener in der Eile von dem Auftrage zu benachrichtigen, den sie von ihrer Gebieterin empfangen und den sie erfüllt hatte, wobei sie in einem bedeutungsvollen Tone hinzufügte: daß die Marquise ihr die Sorge für die Kleine ausschließlich übertragen habe.

So geschickt auch Morin seine Gefühle zu verbergen verstand, so preßten sich doch seine Lippen convulsivisch zusammen und seine Wange erblaßte ein wenig. Der Blick, den er auf das Kind warf, hatte etwas Furchtbares, was dem Auge des Herrn Dübriel keineswegs entging. Der alte Pförtner

des Schloſſes, der die Worte der Mademoiſelle Aubri gehört hatte, rief jetzt erſtaunt aus: „Wie, das iſt die Tochter des guten Herrn George, welche die Frau Marquiſe hat hieher bringen laſſen! Dem Himmel ſei Dank, daß er mir die Freude gewährte, vor meinem Tode noch dies mit anzuſchauen!“

Dieſer freudige Ausruf des Alten beruhigte Herr Dübriel ungemein hinſichtlich des Schickſals ſeines bisherigen Pflegekindes.

Als er auch hier gehört hatte, daß der Geſundheitszuſtand der Marquiſe es ihr nicht geſtatte, irgend Jemand zu empfangen, und nachdem er Mademoiſelle Aubri in das Zimmer gefolgt war, welches man für die Kleine beſtimmt hatte, und das eben ſo reich als elegant möblirt war, ſchien es ihm, als ob ſeine längere Gegenwart hier der Kleinen, von der er ſich trennen ſollte, eher nachtheilig als nützlich ſein könne, und daß es deshalb gerathener ſei, Robertine der Sorge derjenigen zu überlaſſen, bei denen ſie forthin leben ſollte. Dem zufolge drückte er mehrmals das Kind der armen Cäcilie an ſein Herz, empfahl ſie der Mademoiſelle Aubri in den rührendſten Ausdrücken an und ent-

eilte alsdann dem Zimmer, indem er ſeine Thränen trocknete.

Bei der Trennung von ihrem alten Freunde, floſſen Robertinens Thränen noch heftiger, und Morin, welcher jetzt keine Urſache mehr hatte, ſich Zwang anzuthun, wandte ſich zornig gegen das Kind und rief unwillig:

„Weinen Sie anderswo, Mademoiſelle!“

Die Kleine ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern begab ſich ſofort in das angrenzende Zimmer, wo ſie ſchmerzerfüllt in einen Winkel ſchlüpfte. Jetzt kreuzte Morin ſeine Arme übereinander, wie ein Mann, der von Erſtaunen überwältigt iſt.

„Was hat das Alles zu bedeuten?“ fragte er, zu Mademoiſelle Aubri gewandt: „welcher Dämon hat ihr von dieſem verwünſchten kleinen Mädchen geſprochen? wer ſagte ihr, daß ſie ſie aus Bourges holen laſſen könne?“

„Ich bin überzeugt, daß ſie einen Brief von dieſem Dabriel empfangen hat,“ bemerkte die betagte Jungfrau; „denn ich ſah auf ihrem Büreau ein Schreiben, das dort noch erbrochen lag.“

„Einen Brief?“ fragte Morin, „wer konnte es

wagen, ihr denſelben zu einzuhändigen? Ich werde es ſchon in Erfahrung bringen; für den Augenblick aber kommt Alles darauf an, wie ſie dieſes Kind zu behandeln gedenkt.“ —

„Sie will ſie nicht ſehen,“ antwortete Mademoiſelle Aubri; „ſie will ſie hier nur behalten, bis Herr Charles zurückgekehrt ſein wird.“

„Dann muß er unverzüglich zurückkehren,“ verſetzte Morin. „Ich will ihm augenblicklich ſchreiben. Wenn er nur noch in Deutſchland iſt; durchſtreift er erſt Italien, wo iſt er alsdann aufzufinden?“

„Die verwünſchte Reiſe!“ fuhr der Kammerdiener fort, indem er ſich die Stirn rieb; „wenn ſie ſich verlängern ſollte, kann eine unglückliche Caprice Alles verderben.“

„Ich ſtehe dafür, Morin, daß ſie niemals von mir verlangen werde, ich ſolle ihr die Enkelin des Herrn Düpuis zuführen.“

„Bah, bah,“ entgegnete der Kammerdiener unwillig. „Wer kann für ein verrücktes Gemüth einſtehen, zumal bei einem Frauenzimmer, auf das die Schönheit ſtets einen großen Eindruck geäußert hat; zum Unglück iſt dieſe Kleine ungemein reizend!

Haben Sie nicht noch so eben gehört, wie der Dummkopf von Pförtner ihre großen Augen und ihre vollen Locken pries? —

„Ich werde ihr das üppige Haar abschneiden," fiel Mademoiselle Aubri ein. —

„Thun Sie das, und schon morgen," bemerkte der Kammerdiener, „vor allen Dingen flößen Sie ihr eine große Furcht vor ihrer Tante ein, damit sie, wenn sie ihr unter die Augen kommen sollte, sofort in Weinen ausbricht, wie eben jetzt — hören Sie nur!" —

„Sie können sich auf mich verlassen," erwiderte die Kammerfrau, „es soll ihr niemals gelingen, die Zuneigung der Marquise zu erwerben. Sie soll nicht einmal bis zu ihr gelangen. Aber entscheiden Sie sich schnell über die Wahl derjenigen, die ich als Dienerin bei ihr anstellen soll; denn ich selbst will dieses Geschäft nicht übernehmen!"

„Ich will es überlegen," entgegnete Morin, „und wenn Sie — —"

Hier ward das Gespräch durch Klingeln unterbrochen.

„Ohne Zweifel hat sie gehört, wie der Wagen

zurückkehrte," bemerkte Mademoiſelle Aubri; „ſie will unfehlbar wiſſen, wie Alles abgelaufen iſt. Ich will ihr die Papiere überliefern, die ſich in dieſem Käſtchen befinden, und die ſie mir befohlen hat, ihr zu überbringen."

„Welche Papiere?" fragte Morin.

„Die Familienpapiere, deren ſie erwähnte," verſetzte die Kammerfrau, indem ſie das Käſtchen bereits unter ihren Arm nahm.

„So warten Sie doch," rief Morin, „übergeben Sie ihr dieſe Papiere nicht, bevor ich ſie unterſucht habe."

„So leſen Sie ſchnell," erwiderte Demoiſelle Aubri, indem ſie zu ihrer Gebieterin eilte.

„Aber den Schlüſſel, den Schlüſſel! rief Morin.

Aber es war zu ſpät, Mademoiſelle Aubri hatte bereits das Zimmer verlaſſen.

„Die alberne Perſon!" ſchalt der Kammerdiener mit dem Fuße ſtampfend.

Dann betrachtete er das Käſtchen von allen Seiten, und ſchien nicht abgeneigt, den Deckel zu ſprengen, da aber kehrte die Kammerjungfer wieder zurück.

„Sie verlangt das Käſtchen," ſprach Mademoiſelle Aubri, „und damit ſie keinen Argwohn hege, war ich genöthigt ihr den Schlüſſel zu geben, der in meiner Taſche ſteckte; denn jener Dübriel hatte ihn mir unterwegs eingehändigt."

Morin hatte die ſchönſte Luſt, der alten Jungfer eine derbe Zurechtweiſung zu geben; aber er begnügte ſich damit, ihr das Käſtchen zu reichen. „Suchen Sie wenigſtens zu erfahren, worin dieſe Papiere beſtehen," ermahnte er. „Ich will Magdalena zu der Weinenden ſchicken. Magdalena iſt es, die wir gebrauchen können."

So ſprechend verließ er das Gemach, und während er durch das angrenzende Zimmer ſchritt, warf er einen zornigen Blick auf die kleine Robertine, die jetzt etwas leiſer weinte als vorhin.

Während er ſich entfernte, war Mademoiſelle Aubri zu ihrer Gebieterin zurückgekehrt, die ſtark aufgeregt war, und ſich beeilte das Käſtchen zu unterſuchen, um zu ſehen, was es enthielt; das ſchwache Tageslicht aber — man befand ſich damals im November und es war ſchon vier Uhr vorüber — geſtattete ihren

ermüdeten Augen nicht, auch nur ein einziges Wort zu erkennen.

„Lies mir dieſes," ſprach ſie zu Mademoiſelle Aubri gewandt, indem ſie ihr das erſte Blatt hinreichte, welches ihr in die Hände fiel.

Es war eine Abſchrift des Heirathscontraktes zwiſchen George von Saverny und Cäcilie Düpuis, durch welchen George ſeine Gattin, im Fall ſeines Todes, zur Erbin Alles deſſen einſetzte, was er damals noch beſaß.

Die Marquiſe hörte die Leſung dieſes Documents mit der ihr eigenthümlichen Zerſtreuung an, nichts deſto weniger runzelte ſie, wenn das Wort „Bürger" oder „Bürgerin" darin vorkam, unwillig die Stirn und ſchien ungeduldig, bis das Blatt zu Ende geleſen ſei.

Als dieſes geſchehen war, nahm die Marquiſe das Papier zurück und reichte ihrer Kammerfrau ein zweites Blatt: „Lies dieſes jetzt," ſprach ſie.

„Dieſes iſt, wie ich glaube der Taufſchein des Kindes," bemerkte Mademoiſelle Aubri, welche darauf mit lauter Stimme zu leſen begann: Section der Piken —"

„Der Piken,“ wiederholte die Marquiſe, die bei der Erinnerung der erſten Ereigniſſe der Revolution, von denen ſie Zeuge geweſen war, zuſammen ſchauderte.

„Section der Piken,“ fuhr Mademoiſelle Aubri fort. „Extract aus den Geburtsregiſtern im vierten Jahre der einzigen und untheilbaren Republik.“

„Genug, genug,“ unterbrach ſie die Marquiſe, „alle dieſe verhaßten Benennungen beſchmutzen mein Gedächtniß mehr als zur Genüge. Ueberdieß habe ich niemals an dieſer unglückſeligen Verbindung und an dem Flecken gezweifelt, den ſie unſerem Namen aufdrückt. Laſſen wir das alſo.“

So ſprechend ſtellte die Marquiſe das Käſtchen in einen kleinen Schrank, verſchloß denſelben, und legte den Schlüſſel in ihren Secretair; dann ſetzte ſie ſich wieder an ihren Schreibtiſch, auf dem mehrere Zeichnungen lagen, die ſie am vergangenen Tage begonnen, aber nicht vollendet hatte. Eine ungewöhnliche Röthe bedeckte ihre Wange. Ihr ganzes Weſen beurkundete eine noch größere Unruhe als gewöhnlich; denn die unangenehme Begebenheit, die

ihr eintöniges Leben unterbrach, hatte vollkommen hingereicht, ihr ganzes Wesen umzustürzen und sie den ganzen Tag in einem beklagenswerthen Zustande hinbringen zu lassen.

Sie saß einige Zeit ganz regungslos da, ganz und gar in ihre düstern Träumereien versenkt, so daß Mademoiselle Aubri den Augenblick für günstig hielt um das Wort zu nehmen.

„Ich glaube gern," sprach sie, „daß die Kleine das treue Abbild ihrer Mutter ist; denn sie hat ein ganz gemeines Ansehen, sie gleicht keineswegs den Savernys; Herr George hatte große, schöne, schwarze Augen wie der Herr Marquis; seine Tochter hat kleine graue Augen und hellblondes Haar. Kurz, sie ist ganz und gar eine Düpuis und erinnert durchaus nicht an unseren lieben seligen Herrn —"

„Sprich mir nicht mehr von diesem Kinde," unterbrach sie die Marquise mit zitternder Stimme. Alles muß sich darauf beschränken, daß sie bis zu der Rückkehr meines Neffen hierbleibt. Da das Unglück es nun so gewollt hat, daß sie die Schwelle dieses Hauses überschreiten mußte, muß sie in dem Schloße Vannoise gut behandelt werden. Aber,"

fuhr ſie fort, indem ſie ſich bei jedem Worte was ſie ſprach, immer mehr und mehr aufregte, „was ich Dir vor Allem anempfehle, iſt, dafür zu ſorgen, daß ſie von mir fern bleibe. Man führe ſie nie in die Gegend des kleinen Parks; daß ſie nie dort hinkomme, um meine Ruhe zu ſtören, um das Andenken des Todten zu beleidigen! Würde ich ihr dort begegnen, ihr Anblick würde mich in Verzweiflung ſetzen. Die Erinnerung an jene Menſchen foltert mich, und macht mich noch unglücklicher, als ich es ohnehin ſchon bin. Niemals werde ich den Tag vergeſſen, den unglückſeligen Tag, an welchem das Haupt meines theuren Roberts auf dem Schaffotte fiel.“

Indem ſie dieſe Worte in einem herzzerreißenden Tone ausſprach, bedeckte die Marquiſe ihr Geſicht mit ihrem Tuche und brach in Thränen aus.

Mademoiſelle Aubri hatte ihre unglückliche Gebieterin oft in dieſem Zuſtande der Verzweiflung geſehen. Sie wußte demnach, wie ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten zu benehmen habe, ſie verhielt ſich alſo gänzlich ruhig, den Arm

auf den Camin gelegt, und wartete bis irgend ein Wort den Seufzern folgen würde, welche ſich unabläſſig der Bruſt der Marquiſe enthoben. Endlich winkte ihre Gebieterin, daß ſie ſich zurückziehen möchte.

VII.

Obgleich Mademoiſelle Aubri als Ariſtokratin eine große Verachtung gegen die Tochter Cäciliens hegte, theilte ſie dennoch mit ihrer Herrin die Anſicht, daß das Schloß Vannoiſe den ehrenvollen Ruf aufrecht erhalten müſſe, deſſen es ſich erfreuete, und für nichts in der Welt hätte ſie Jemand, wer es auch ſein mochte, Urſache geben mögen, ſich über ſeinen Aufenthalt dort zu beklagen. Sie ſorgte alſo mit großem Eifer dafür, daß es der kleinen Robertine in dem Zimmer, welches ſie im Thurme bewohnte, an nichts mangele, befahl Magdalena, das junge Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen, und da ſie überdieß Manches aus ihr herauszubringen wünſchte, ſo ward beſchloſſen, daß die Kleine mit ihr ſpeiſen und daß ſie den übrigen Theil des Tages der Sorge Magdalenas übergeben werden ſolle. Die genannte Magd, die Schweſter des Obergärtners

auf Vannoiſe, war ein großes, ſtarkes Frauenzimmer von ungefähr vierundzwanzig Jahren, deren Verſtandeskräfte ſich nur wenig von denen der Hausthiere unterſchieden. Sie dachte kaum und begriff nur äußerſt ſchwer, denn der Kreis ihrer Ideen war aufs Höchſte beſchränkt. Dennoch war Niemand im Hauſe ſo ſehr beſchäftigt als Magdalena, Niemand arbeitete mehr als ſie; ihre Beſchäftigungen waren höchſt verſchiedenartig; bald verwandte man ſie in der Küche, bald bei der Wäſche, bald in den Gemächern, und ſtets bewunderte man die Pünktlichkeit, womit ſie die erhaltenen Befehle ausrichtete. Sie glich einer Maſchine, welche einmal aufgezogen, beſſer das Werk vollbrachte, als irgend ein verſtändiges Weſen. Da ihre Exiſtenz bis jetzt eine Art von Vegetation geweſen war, beſaß Magdalena weder Laſter noch Tugenden, aber ſie war von Natur gutmüthig und von ſtets gleicher Laune; ſie lachte von Morgen bis zum Abend, während ſie fortwährend dabei ihre Arbeit, ja oft noch die der andern Diener verrichtete, die ihre Geſchäfte verſäumt hatten. Unfähig, irgend Jemand zu ſchaden, lebte ſie in

Ruhe und Friede und hatte keinen andern Fehler, als den der Gourmandiſe.

Dieſes Mädchen, welches durch einen einzigen Blick Morins eingeſchüchtert wurde, war es, welchem die Sorge für die kleine Robertine anvertraut werden ſollte. Nachdem er ihr alle nöthigen Befehle gegeben hatte, welche erforderlich waren, den Aufenthalt des Kindes auf den Thurm zu beſchränken, führte er ſie zu Mademoiſelle Aubri, welche ſie von den Details der Tagesordnung in Kenntniß ſetzte. Unter dieſen Verhaltungsmaßregeln gab es nur wenige, welche auf das geiſtige und körperliche Wohl der Kleinen Bezug hatten. Zum Glück war in letzter Hinſicht Magdalena ſehr wohl geeignet, dem Amte einer Bonne vorzuſtehen, weil ſie die Kinder liebte. Magdalena that daher auch jetzt was ſie immer that: ſie folgte ihren Gewohnheiten und ſorgte nach beſten Kräften für die Kleine.

Nichts deſtoweniger verbrachte die kleine Robertine den erſten Tag ihres Aufenthalts zu Vannoiſe in einem Zuſtande der Traurigkeit, den Magdalenas Bemühungen nicht zu mildern vermochten. Zum erſten Mal in ihrem Leben ſchlief

das arme Kind faſt gar nicht; gewohnt, nur eine liebevolle Rede zu vernehmen, nur Liebkoſungen zu empfangen, ſah ſie jetzt nur das zornige Geſicht Morins, das kalte, ſtrenge Antlitz der alten Magd, und als dieſe ſie am folgenden Morgen benachrichtigte, daß ſie mit Mademoiſelle Aubri frühſtücken ſolle, ward ſie von einer namenloſen Angſt erfaßt.

Bei alle dem ſagte ihr ihr kleiner Verſtand oder ein gewiſſer Inſtinkt, daß ſie Alles thun müſſe, was in ihren Kräften ſtand, das Wohlwollen derjenigen zu gewinnen, von denen jetzt ihr Schickſal abhing: da man ihr ihre Thränen zum Vorwurfe gemacht hatte, nahm ſie ſich vor, nicht mehr zu weinen, weder vor Morin noch vor Mademoiſelle Aubri; und ſich ganz und gar ihren Befehlen zu unterwerfen, hoffend, daß man ſie nicht mehr ſchmähen und ſchelten würde, wenn ſie ſich ſtets recht artig bezeige.

Als Robertine in das Zimmer der Kammerfrau trat, näherte ſie ſich daher derſelben ſo freundlich wie möglich, und wollte ihre Hand erfaſſen, um dieſelbe zu küſſen, wie ſie jeden Morgen die Hand

der Madame Dübriel geküßt hatte, die alte Jungfrau aber zog ihre Hand zurück und bemerkte trocken: „Setzen Sie sich und frühstücken Sie.“

Robertine gehorchte, wenn gleich mit schwerbedrücktem Herzen. Und da der Kummer sie verhindert hatte, am vergangenen Tage, etwas zu genießen, so frühstückte sie mit ziemlich gutem Appetit.

„Warum hat Magdalena Ihnen heute ein so hübsches Kleid angezogen?“ fragte Mademoiselle Aubri strenge.

„Das ist noch bei weitem nicht mein schönstes Kleid,“ antwortete die Kleine lächelnd; „es ist eines meiner alltäglichen Kleider; aber ich habe auch ein seidenes für den Sonntag.“ —

„Das Alles ist Ihnen hier ganz unnütz, denn Sie werden hier Niemand sehen,“ bemerkte die Kammerfrau.

„Niemand?“ fragte Robertine traurig, „Herr Dübriel aber hatte mir doch gesagt — ich glaubte —

„Und was glaubten Sie?“

„Daß ich meine Tante sehen würde, eine schöne Dame, die sich recht gütig gegen mich bezeigen werde.“

763977 A

„Was Ihre Tante anbetrifft," nahm Mademoiselle Aubri wieder das Wort, „so wünsche ich nicht, daß Sie sie zu Gesicht bekommen mögen; sie haßt die Kinder, und Sie mehr als alle Anderen."

„Und weshalb das, weshalb das?" fragte das Kind erschrocken.

„Weil Sie weder von Ihrem Vater, noch von Ihrer Mutter etwas hören will, und weil sie mir verboten hat, Sie je in ihrer Gegenwart zu nennen. Sie werden hier nur so lange bleiben, bis man Sie anderswo unterbringen kann. Ich bin von der gnädigen Frau beauftragt, für Sie zu sorgen, und wenn Sie so unglücklich wären, ihr zu begegnen, würde man Sie sogleich aus dem Hause entfernen."

„O Gott, mein Gott! was sollte aus mir werden," jammerte die Kleine in Thränen ausbrechend, „wenn man mich aus dem Hause stieße, jetzt, wo Herr Dübriel schon weit von hier entfernt ist!" —

„Sie haben nichts zu fürchten, wenn Sie sich in die von der gnädigen Frau getroffene Anordnung

fügen," bemerkte die Kammerfrau in einem etwas milderen Tone.

„Ich werde gehorchen, ja, ja ich werde gehorchen," antwortete die Kleine fortwährend unter heißen Thränen; „sagen Sie mir nur, was ich thun soll, ich werde Alles auf das Pünktlichste erfüllen."

„Daran werden Sie sehr wohl thun, sonst wäre es auch um Sie geschehen," bemerkte Mademoiselle Aubri. „Wenn die gnädige Frau Sie auch nur ein einziges Mal sähe, würden Sie keinen Tag länger im Schlosse bleiben dürfen; um zu verhindern, daß Sie ihr nicht begegnen, werden Sie Ihr Zimmer und das meine niemals verlassen, außer einer Stunde täglich, während welcher Zeit Magdalena Sie im Park spazieren führen wird."

„Und wenn ich dennoch dort der Dame begegnen sollte?" fragte Robertine, deren Lippen bei diesem bloßen Gedanken zitterten.

„In jener Stunde werden Sie das nicht zu fürchten haben," versetzte Mademoiselle Aubri, „es wird während des Frühstücks oder des Mittagsmahls der gnädigen Frau stattfinden."

Der Gedanke, den ganzen Tag in einem Zimmer eingeschlossen zu bleiben, war, wie man sich leicht denken kann, für Robertine höchst traurig; dennoch aber war ihr dies noch lieber, als sich aus dem Hause getrieben zu sehen, und sich hülflos auf der Landstraße zu befinden.

Auf diese Weise zeigte sie sich so unterwürfig gegen die Befehle der Mademoiselle Aubri, daß es bei derselben der ganzen Erinnerung an Morin bedurfte, um zu verhindern, daß die betagte Jungfrau von dem Zauber nicht gerührt ward, der in dem ganzen Wesen des kleinen Engels herrschte.

So wie Mademoiselle Aubri überzeugt war, das Gemüth der Kleinen genugsam mit der Furcht vor der Begegnung der Marquise erfüllt zu haben, schickte sie sich an, Robertine wieder fortzuschicken, als diese sie fragte: „Um welche Zeit werde ich meine Arbeit verrichten, Mademoiselle?“

„Welche Arbeit?“ fragte Mademoiselle Aubri.

„Ich kann lesen, schreiben, ein wenig rechnen, auch habe ich angefangen Musik zu lernen,“ antwortete Robertine.

Hier treibt man alle dieſe Dinge nicht," verſetzte Mademoiſelle Aubri.

„Wie, ich werde hier keine Lehrer haben?"

„Nein."

„Ich kann alſo fortwährend mit meiner Puppe ſpielen?" fragte die Kleine.

„Ja," verſetzte Mademoiſelle Aubri, die vielleicht einige Reue über den moraliſchen Mord empfand, deſſen ſie ſich ſchuldig machte. „Ich werde Ihnen auch noch anderes Spielzeug kaufen."

„Wie gut Sie ſind," erwiderte Robertine lächelnd; „ach ich liebe Sie weit mehr, als den finſtern Herrn von geſtern, und ich bin ſehr glücklich, daß Sie es ſind, die für mich ſorgen."

So ſprechend trat die Kleine neuerdings näher, um die Hand der Kammerfrau zu küſſen, welche dieſelbe dies Mal nicht zurückzog.

Robertine kehrte darauf in ihr Zimmer zurück, wenn auch nicht ganz und gar zufrieden, dennoch erfreut ob des Gedankens, daß ſie nicht mehr arbeiten ſolle, ſondern daß ſie vom Morgen bis zum Abend werde ſpielen können; ganz beſonders aber, daß ſie Frühſtück und Mittagseſſen bei Mad

moiſelle Aubri einnehmen werde. Obgleich die Letztere ſich keineswegs liebenswürdig gezeigt hatte, fand die Kleine dennoch in dem Betragen der Kammerfrau einige Aehnlichkeit mit dem Benehmen derjenigen, unter denen ſie bis jetzt gelebt hatte.

Da es indeß zur Frühſtückszeit der Marquiſe regnete, welche in dieſer Jahreszeit ihr Mittagsmahl erſt am Abend einnahm, ſo mußte ſie den ganzen Vormittag im Thurme zubringen; endlich überdrüßig mit ihrer Puppe zu ſpielen, und durch das Fenſter den fallenden Regen zu beobachten, ſuchte ſie eine Unterhaltung mit ihrer Geſellſchafterin anzuknüpfen, welche ſeit dem Morgen bei ihr ſaß und ſtrickte.

„Dieſes ſchöne Schloß iſt ſehr öde,“ bemerkte Robertine.

„Und dennoch bewohnen wir den heiterſten Theil des Gebäudes,“ antwortete Magdalena.

„Den heiterſten Theil!“ wiederholte die Kleine, indem ſie die Augen weit aufriß.

„Allerdings,“ verſetzte Magdalena, „wenigſtens geſtattet man Ihnen, mit Ihrer Puppe zu ſpielen und zu trällern, auch ſieht man mitunter Herr

Morin oder irgend einen anderen Diener des Schloſſes im Hofe. Das gewährt doch einige Zerſtreuung; aber nach der Seite des Gartens hin ſieht's traurig aus!" —

„Und was geht denn dort vor?" fragte Robertine.

„Man thut dort nichts, denn es iſt nie Jemand dort; durch jenen Theil begiebt ſich die Frau Marquiſe in den Park, zu dem Grabe." —

„Zu dem Grabe?" fragte Robertine, indem ſie erblaßte, „liegt denn dort Jemand begraben?"

„Wahrlich, das weiß ich nicht, ich habe niemals den Fuß dorthin geſetzt. Erſtens iſt es verboten, und dann würde man mich auch ohnehin um keinen Preis hinbringen; ich fürchte mich vor nichts ſo ſehr, wie vor Gräbern."

„So geht's mir auch," bemerkte die Kleine zitternd.

„Ich würde lieber einen Umweg von fünf Stunden machen, als ein einziges Mal über den Kirchhof des Dorfes gehen," verſicherte Magdalena, „und ich begreife nicht, wie man den Muth haben kann, Jemand in ſeinem eigenen Parke zu beerdigen."

„Liegt denn da Jemand begraben, der hier geſtorben iſt?“ forſchte Robertine

„Nicht doch, nicht doch, er iſt hier nicht geſtorben, dem Himmel ſei Dank,“ entgegnete die Magd. Es iſt der Herr Marquis, der Herr Marquis ſelbſt, Sie wiſſen ja, daß er guillotinirt wurde.“

„Guillotinirt, was iſt das?“

„Man ſchneidet einem den Kopf ab.“

„Wenn es der Marquis von Saverny war, ſo war es ja mein Oheim,“ bemerkte die Kleine, „Herr Dübriel hat mit mir gar oft von ihm geſprochen.“

„Das iſt begreiflich, Mademoiſelle; aber Sie haben ihn nicht mehr ſehen können, denn er iſt ſchon ſeit neun Jahren todt. Als er noch lebte der Herr Marquis, da ging es hier in Vannoiſe heiterer zu; da gab es Feſte, Muſik, Tanz! Ich habe das Alles mit angeſchauet, ich. Ich war nur damals noch ein Kind, gleichviel, ich ergötzte mich doch.“

„Seit jener Zeit tanzt man hier alſo nicht mehr?“ fragte das Kind.

„Tanzen!“ lachte die Magd, „ich möchte wohl, daß es Jemand wagte, hier zu tanzen, um zu sehen, welche Wirkung das hier machen würde. Tanzen, hier tanzen!“ und sie lachte noch stärker als bisher.“

Solche Aeußerungen der Lustigkeit sind höchst ansteckend und Röbertine brach demnach auch in ein herzliches Lachen aus, obgleich es ihr eigentlich keineswegs fröhlich zu Muthe war; denn Alles was sie hörte und vernahm, beunruhigte ihr kleines Gehirn ungemein, so daß Magdalena, ohne es zu wollen, ganz im Geiste Morins handelte, indem sie der Kleinen ihre eigenen Schrecken mittheilte.

„Ja,“ fuhr die Magd fort, indem sie ihre Augen trocknete, denn sie hatte gelacht, bis Thränen über ihre Wange hinabrollten. „Ja, ja, man belustigte sich sehr zu Vannoise. Die Frau Marquise sah damals viele Gesellschaft bei sich, und in der Zeit der Rosen mußte ich ihr jeden Morgen einen Rosenstrauß bringen; zur Belohnung hat sie mir zwei Kleider geschenkt, welche ich noch besitze, obgleich ich sie nicht mehr gebrauchen kann, weil sie zu kurz für mich geworden sind. Sie war sehr

ſchön die Marquiſe, ſehr ſchön; groß, und ſtets gekleidet wie eine Prinzeſſin; ſie trug ſich hoch und aufrecht, ſo daß die Leute meinten, ſie ſehe aus wie eine Königin. Sie war ſehr ſtolz, das aber verhinderte nicht, daß ſie ſich gegen die Armen ſehr gutmüthig bezeigte. Das iſt Alles, was ich Ihnen von ihr erzählen kann.“

„Siehſt Du ſie jetzt nicht mehr?“ fragte die Kleine.

„Ich habe ſie ſeit zehn Jahren nur ein einziges Mal geſehen; es war im vergangenen Frühling; ich ging in den Küchengarten, um meinen Bruder aufzuſuchen, da gewahrte ich ſie oben in der Pappelallee, ſie kam geradeswegs auf mich zu. Da es verboten iſt, ſich auf ihrem Wege finden zu laſſen, ſprang ich eilig in ein dichtes Gebüſch und ſah ſie vorüberſchreiten. O mein Gott, mein Gott, es war ein Leid, die arme Dame zu ſchauen in ihrem ſchwarzen Kleide, mit ihrem wirren Blick, der nach allen Seiten umherſchweifte, ihrer hageren Geſtalt, ihrem bleichen Antlitz, ha, mich ſchaudert noch, wenn ich daran denke!“

Jedes Wort war vollkommen geeignet, das

Herz eines Kindes mit Angſt zu erfüllen. Robertine erblaßte, als ſie die Beſchreibung ihrer Tante vernahm. Sie verharrte einige Augenblicke im tiefſten Schweigen, und wagte nicht noch mehr zu fragen. Endlich forſchte ſie mit zitternder Stimme. „Wenn Du mich ſpazieren führen wirſt, wird es denn dorthin geſchehen, wo das Grab iſt?“

„Jeſus Maria!“ rief die Magd erſchrocken, „wenn ich das wagte, könnten wir Beide, Sie und ich, nur unſere Habſeligkeiten einpacken; ſelbſt Herr Morin und Mademoiſelle Aubri würden es nicht wagen, dorthin ihre Schritte zu lenken. Nein, nein, niemals werden wir jene Richtung einſchlagen; ich werde Sie in das hübſche Gehölz führen, welches links liegt, dort werden Sie Veilchen, Stiefmütterchen und Erdbeeren finden.“

„Jetzt noch nicht,“ verſetzte die Kleine entmuthigt, noch giebt es ja kaum Blätter.“

„Bald wird das Alles aufgeblüht ſein,“ tröſtete die Magd; der Winter geht raſch vorüber; die Zeit hat ſchnelle Beine!“

„Ich finde aber doch, daß die Tage hier ſehr

lang sind," sprach das kleine Mädchen, mit einem tiefen Seufzer.

Magdalena schilderte ihr darauf alle Reize des Parks, mit seinen Grotten, Wasserfällen und Teichen, sammt den Schwänen, denen man Futter bringe; und diese Schilderung von Dingen, die sie am folgenden Tage schauen sollte, wenn es nicht mehr regnen würde, zerstreute die kleine Robertine dergestalt, daß sie das Frühere fast vergessen hatte, als sie sich zum Mittagsessen zu Mademoiselle Aubri begeben mußte.

Zum Glück war Demoiselle Aubri, der Morin diesen Morgen einen Strauß aus dem Gewächshause geschickt hatte, sehr guter Laune, und da sie Robertine über Manches befragen wollte, worüber Morin Auskunft wünschte, richtete sie an die Kleine freundlichere Worte als am Morgen.

Als sie sich überzeugt hatte, daß das Kind, weit entfernt, den Tod Georges von Saverny zu ahnen, ihn noch am Leben glaubte und hoffte, daß er bald nach Frankreich zurückkehren werde, ließ sie dasselbe in dem glücklichen Irrthume und ließ sich

von der Kleinen von den ersten Jahren ihres Daseins erzählen.

Nachdem sie mehrere Details erfahren hatte, welche erklärten, wie George in so wenig Jahren sein Vermögen aufzehren konnte, fragte sie: „Haben Sie Ihre Mutter noch gekannt?“

„Meine Mutter! Allerdings,“ antwortete Robertine, indem sie ihre Augen mit einem wunderbaren Ausdruck zum Himmel emporschlug. „Ich erinnere mich meiner Mutter gar wohl; sie war so gut, so seelengut!“

„War sie schön?“

„Schön wie ein Engel.“ —

„Wie alt waren Sie, als sie starb?“

„Ich war noch sehr klein, ich war kaum vier Jahr alt; aber ich sehe sie oft noch ganz wie ich sie damals erschauete, doch ich fürchte mich nicht vor ihr; sie sieht gar nicht aus wie andere Todte.“

„Sie mußte noch sehr jung sein,“ nahm Mademoiselle Aubri wieder das Wort, „wissen Sie nicht, an welcher Krankheit sie gestorben ist?“

„Sie hatte einen bösen Husten, ach, sie hustete unablässig, und Papa, der sie von ganzer Seele

liebte, reichte ihr viel Arzenei, um dem schlimmen Husten vorzubeugen. Endlich kamen eines Tages in unser Haus viele schwarz gekleidete Männer, die haben sie fortgetragen, und am Abend ist sie nicht wieder zu uns zurückgekehrt. Da hat man mich auch schwarz angekleidet, und man hat mir gesagt, daß sie todt sei."

Während sie diese Worte sprach, drückten die Züge der Kleinen die größte Traurigkeit aus. Robertine begann darauf, auch von ihrem Vater zu plaudern, und dadurch ward bei Mademoiselle Aubri die Erinnerung an die große Güte und Freundlichkeit geweckt, welche ihr George von Saverny früher bewiesen hatte.

„Ja, ja, ich habe ihn recht gut gekannt, Ihren Vater," bemerkte sie, mit einem Anfluge von Stolz, „er kam niemals in das Zimmer der gnädigen Frau, ohne ein Paar Worte an mich zu richten; er hatte mich sehr lieb." —

„Das freut mich!" rief die kleine Robertine.

„Und weshalb das?"

„Weil Sie mich alsdann auch lieben werden."

Dies einfache Wort, dieses Wort eines

Kindes von ſieben Jahren machte mehr Eindruck auf Mademoiſelle Aubri, als es alle Vorwürfe der Welt zu thun vermocht hätten. Sie erröthete und ſenkte das Auge vor dem des kleinen Geſchöpfs, deſſen Vater ſie verrathen hatte und das ſie jetzt verrathen wollte.

Es iſt höchſt ſelten, daß die böſen Gefühle die guten ganz und gar erſticken, und Dank der unwillkürlichen Regung, welcher Mademoiſelle Aubri ſich hingab, ſie gelobte ſich, das Leben der Kleinen ſo angenehm als möglich zu machen. Noch an demſelben Abend übergab ſie Robertine'n mancherlei Spielzeug und alte Karten, um Häuſer zu bauen, auch verſchob ſie auf einen ſpäteren Tag die arge Operation, ihr das ſchöne Haar abzuſchneiden, wie ſie es am Abend zuvor Morin verſprochen hatte. —

VIII.

Da Robertine ſtets Paris bewohnt hatte, verurſachte der Anblick des prachtvollen Parks von Vannoiſe, in den Magdalena ſie während der Frühſtückszeit der Marquiſe führte, ihr ein wahrhaftes Entzücken. Hoch erfreut, endlich umherſpringen und in den ſchönen langen Alleen auf und ab rennen zu können, bemerkte ſie kaum, daß das Wetter kalt und regnicht, und die Bäume ihrer Blätter beraubt waren. Wenn ſie dieſen ſchönen Park mit dem dunklen Zimmer verglich, das ſie im Thurme bewohnte, war ihre Freude, friſche Luft einzuathmen und ſich frei zu fühlen, ſo groß, daß es an dieſem wie an den folgenden Tagen der ganzen Furcht, welche ihr Mademoiſelle Aubri vor der Marquiſe eingeflößt hatte, bedurfte, um ſie den Entſchluß faſſen zu laſſen, in das Schloß zurückzukehren. —

Das Leben, welches sie an diesem einsamen Orte führte, war in der That von der Art, daß der kleinste Genuß, die geringste Veränderung einen großen Werth für sie haben mußten. Unabläſſig mit Magdalena in demſelben Zimmer eingeſchloſſen, half ihr kein Vergnügen, keine Zerſtreuung, den Gang der Stunden zu beſchleunigen, die ihr nur langſam hinſchwanden; ſie verbrachte oft ihre ganze Zeit, indem ſie in einem Winkel Thränen vergoß, weniger aus Kummer als aus Langeweile. Die Zeit verging ihr ſo langſam, daß ſie, als ſie kaum einen Monat in dem Schloſſe ihrer Tante zugebracht hatte, der Meinung war, ſie ſey ſchon Jahre lang von ihren früheren Beſchützern getrennt geweſen. Wenn ſie ſich ihres ſonſtigen Lebens erinnerte, wenn ſie bedachte, wie ſie als ein geliebtes Kind behandelt worden war, mit welchem Gefühle der Dankbarkeit ſprach ſie alsdann zu Magdalena von ihrem Vater, von Herrn und Madame Dübriel und von Allen, die ſie ſo innig geliebt hatte!

„Jetzt," ſprach ſie, „jetzt liebt mich Niemand, und Du ſiehſt, Magdalena, daß ich nicht unartig bin."

Robertine beſaß in der That einen ſo ſanften Charakter und eine ſo große Anmuth, daß Magdalena ſie bald recht lieb gewann und ſich höchſt glücklich ſchätzte, zu ihrer Pflegerin beſtimmt worden zu ſeyn. Wenn die Kleine über das Unglück ſeufzte, wie eine Gefangene zu leben, wenn ſie weinte, ſtrengte die Magd ihre ganze ſchwache Phantaſie an, um ein Zerſtreuungsmittel für ſie aufzufinden, und Dank der Jugend Robertinen's, dies gelang ihr faſt jedes Mal, denn es bedurfte nur eines freundlichen Blicks, um dem lieblichen Kinde ſeine ganze Heiterkeit wieder zu geben. Dann ſcherzte und lachte Robertine mit der guten Magdalena, ſie zählte alsdann die Minuten bis zu der Stunde ihres Spazierganges, oder bis zu der Zeit, wo ſie ihr Frühſtück oder Mittagsmahl bei Mademoiſelle Aubri einnehmen ſollte; denn zu ihren großen Genüſſen zählte ſie die Augenblicke, die ſie in dem Zimmer der Kammerfrau verbrachte: einestheils, ſchon wegen der Veränderung des Orts und dann, weil Mademoiſelle Aubri freundlich zu ihr redete. Dies Letztere geſchah indeß nur ſelten, und vorzüglich dann, wenn Morin einige Tage nicht gegen die

Kleine gewüthet hatte, die er an das Ende der Welt hinwünschte, weil er fortwährend befürchtete, daß irgend ein zufälliges Zusammentreffen mit der Marquise alle seine Plane und Hoffnungen über den Haufen werfen könne. Mademoiselle Aubri, in solchen Momenten sich selbst überlassen, vergaß alsdann, die Tochter Georges von Saverny zu hassen, und ward durch das liebenswürdige Betragen der anmuthigen Kleinen gewonnen. Es ereignete sich selbst mitunter, daß sie das arme, sanfte und hübsche Kind beklagte; ihr Verlangen aber, Morin zu gefallen, sich ganz und gar nach seinem Willen zu richten, und genau seine Vorschriften zu befolgen, beherrschte sie ganz und gar, und verhinderte, daß sie sich lange ihrem besseren Gefühle hingab.

Unter dem Vorwande also, daß sie vor der Kälte geschützt werden müsse, hatte sie Robertine ihren bisherigen Anzug ablegen und sie mit einer weiten Blouse bekleiden lassen, die ihre Taille ganz und gar verbarg. Sie hatte ihr das schöne lange Haar fast gänzlich abgeschnitten, nicht ohne daß sie erwartete, die Kleine werde dabei viele Thränen

vergießen; aber zu ihrem großen Erstaunen hatte die Letztere sich über die Blouse zu sehr gefreut, weil sie jetzt wärmer war, wenn sie in den Park ging und so hatte sie ihr Haar lächend der grausamen Scheere unterworfen: „Schneiden Sie nur zu, schneiden Sie nur zu," rief sie, „es genirt mich ohnehin, das lange Haar fällt mir immer in's Gesicht."

Was man aber auch unternahm, um Robertine'ns Schönheit zu entstellen, man konnte nicht dahin gelangen, ihren Zügen einen gewöhnlichen Ausdruck zu geben. Das sanfte Licht ihrer großen blauen Augen, beschattet durch lange schwarze Wimpern, der unschuldsvolle Reiz ihres kindlichen Lächelns, der Glanz ihres frischen blühenden Colorits, die anmuthvolle Natürlichkeit, die in allen ihren Bewegungen herrschte, Alles dieses war nicht zu verwischen. Auch bemerkte Morin, als er der Kleinen eines Tages, da sie von ihrem Spaziergange zurückkehrte, begegnet war, am Abend, zu Mademoiselle Aubri gewandt: „Weiß der Henker, das kleine Mädchen wird von Tage zu Tage reizender!" —

„Was kümmert uns das," antwortete Mademoiselle Aubri, „die Frau Marquise wird sie niemals zu Gesicht bekommen, denn seit den sechs Wochen, daß die Kleine hier ist, hat sie auch nicht ein einziges Mal nach ihr gefragt."

„Und dennoch," versetzte Morin, „kann sie unmöglich vergessen haben, daß ihre Nichte mit ihr ein und dasselbe Haus bewohnt."

„Ich glaube, sie denkt ganz und gar nicht mehr an sie," entgegnete die Kammerfrau. „Aber, Morin, haben Sie nicht bemerkt, daß unsre Gebieterin immer schwächer und schwächer wird, und daß sie mehr als je ihren finsteren Gedanken nachhängt? Sie richtet, während ich sie bei ihrer Toilette bediene, jetzt nur selten ein Wort an mich; sie wird hager zum Entsetzen und vermag sich Abends kaum auf den Füßen zu erhalten. Ich weiß nicht, aber ich glaube, daß sie nicht lange Zeit mehr leben wird."

„Ihre Existenz ist so jämmerlich," erwiderte Morin kaltblütig, „daß der Tod ein wahres Glück für sie seyn würde, und das wäre auch für uns

ſehr gut," fügte er mit kaum vernehmbarer Stimme hinzu.

„Ach, ich werde darum doch niemals ihren Tod wünſchen," ſprach Mademoiſelle Aubri.

„Ei, wer ſagt denn, daß man ihn wünſcht?" fiel Morin ungeduldig ein; „ich bemerkte nur, daß ihr Tod uns auf einmal aller Verlegenheit entreißen würde; denn ſo wie ſie ſtirbt, wird die Tochter des Herrn George von Saverny in irgend einer guten Penſion untergebracht werden, wo man ſechshundert Francs jährlich für ihre Erziehung bezahlt, unter der Bedingung, daß man niemals wieder etwas von ihr ſieht noch hört. Dann, Erneſtine, könnten wir uns verheirathen und glücklich mit einander leben. Bis dahin bin ich meiner Zukunft wegen zu beſorgt, um eine eheliche Verbindung zu ſchließen."

„Aber das Teſtament iſt ja ausgefertigt," erwiderte ſchüchtern Mademoiſelle Aubri."

„Als wenn man nicht noch ein anderes Teſtament machen könnte!"

„Zu Gunſten der kleinen Robertine?" fragte die Kammerfrau mit einem etwas ungläubigen Lächeln.

„Zu Gunsten der kleinen Robertine, oder zu Gunsten irgend eines Anderen," entgegnete trocken Morin; „man ist dessen nur sicher, was man besitzt, zumal da das eigne Interesse auf einem Menschen beruht, der so leichtsinnig ist, daß er sich ohne meinen Beistand längst zu Grunde gerichtet haben würde. Charles von Saverny, so geldgierig, wie er ist, würde dennoch eine Liebschaft, ein Wettrennen selbst den dringendsten Geschäften aufopfern; kein Gewinn, kein Vortheil ist im Stande, ihn aufzuhalten, gilt es irgend einem Vergnügen, irgend einer Lustbarkeit: er wird nach Frankreich nicht eher wieder zurückkehren, als bis er sich in Italien langweilt."

„Haben Sie ihm nicht nach Rom geschrieben?"

„Allerdings; aber es sind schon sechs Wochen vergangen, und ich empfange noch immer keine Antwort. Ich hoffe, daß er unterwegs ist; denn bleibt er noch lange aus, so müssen wir hier in einer fortwährenden Angst leben. Wenn die Marquise ihren Sinn ändert, wenn sie das Kind zu sehn verlangt, ist Alles verloren."

Mademoiselle Aubri erschöpfte ihre Beredsam-

keit, um Morin zu überzeugen, daß die Gefahr nicht so groß sei, wie er befürchte. Da aber Morin vor Allem wünschte, sie in ihren Vorsichtsmaaßregeln zu bestärken, so stellte er sich, als besorge er das Schlimmste.

Es ist allerdings wahr, das Schweigen Savernys hätte als höchst seltsam betrachtet werden können, hätte er von dem Aufenthalte seiner Nichte zu Vannoise Kunde gehabt; denn sein steter Hang zum Vergnügen hatte ihn nicht verhindert, seit seinem zwanzigsten Jahre Alles zu thun was in seinen Kräften stand, um sich die reiche Erbschaft zu sichern, und gewiß wäre er schnell herbeigeeilt um das Vermögen, das er schon als das seinige betrachtete, zu vertheidigen, aber er wußte durchaus nicht, daß ihm in dieser Rücksicht Gefahr drohe.

Einige Tage nach Savernys Ankunft in Wiesbaden hatte seine Tante von ihm einen zärtlichen Brief empfangen, den Morin seiner Gewohnheit gemäß vor ihr gelesen hatte; denn Morin übte seit geraumer Zeit die Kunst, das Siegel eines Briefes zu lösen und denselben wieder zu schließen, ohne daß es bemerkt werden konnte, selbst eine

weniger zerſtreute Perſon, als die Marquiſe war, würde die ſtrafbare Handlung nicht bemerkt haben. Die Marquiſe ließ dieſen Brief unbeantwortet, wie ſie es gewöhnlich zu thun pflegte; dies aber verhinderte Charles von Saverny nicht, ihr ſechs Monate ſpäter einen ähnlichen Brief von Rom aus zu ſenden. —

Zu jener Zeit wohnte Robertine bereits einige Tage im Schloſſe, und Morin, hocherfreut zu erfahren, wo ſich der Reiſende befand, beeilte ſich, ihm Alles zu melden, was ſich zugetragen hatte, und forderte ihn auf, unverzüglich nach Frankreich zurückzukehren und ſo ſchnell wie möglich in Vannoiſe zu erſcheinen. Dieſer Brief langte in Rom erſt an, als Charles von Saverny dieſe Stadt bereits wieder verlaſſen hatte, um Italien zu durchſtreifen, und ſo wartete Morin zwei Monate lang vergebens auf eine Antwort.

Er empfing in der That keine; aber einige Tage nach dem Geſpräch zwiſchen ihm und der Kammerfrau, welches wir ſo eben erzählt haben, ſchrieb Charles von Saverny an ſeine Tante aus Neapel, daß er die Gelegenheit, das Abſegeln eines

Schiffes benutze, welches nach Alexandrien ginge und dessen Capitain er kenne, um das heilige Land zu besuchen.

„Hole der Teufel das heilige Land und alle Narren, die sich dorthin begeben!“ rief Morin zornig, als er dies Schreiben gelesen hatte; wer weiß, wann er nun zurückkehren wird! Während er sich amüsirt, die Welt durchstreift, trage ich die Last allein. Ich muß alle Schläge pariren, und bin genöthigt der Alten zu schmeicheln, um dem leichtsinnigen Patron hundert tausend Thaler jährlicher Einkünfte zuzusichern! Ich bin unglücklich über alle Maaßen, so lange das verwünschte Kind hier ist, während der junge Herr sich auf Reisen umhertreibt und das Geld seiner Tante vergeudet! Der Henker hole den Tollkopf! Zum Teufel mit allen den Narren, die nur Geld zusammen raffen, um es wieder zu verschwenden.“

Bei diesen letzten Worten, die vollkommen eines Mannes würdig waren, der seit funfzehn Jahren Alles, was er erwarb und zusammenstahl, in einer eisernen Geldkiste verschlossen hielt, deren Schlüssel er stets bei sich trug, beschäftigte sich

Morin damit, den Brief wieder zu verschließen, um ihn alsdann unverzüglich der Marquise zu überbringen.

Die unglückliche Frau ließ sich denselben von Mademoiselle Aubri vorlesen, denn seit mehreren Wochen schon war sie äußerst schwach und gänzlich außer Stande, ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu richten. Nichtsdestoweniger vernahm sie nicht ohne einen Anflug von Zufriedenheit, daß ihr Neffe einen Theil seiner Zeit benutze, um Jerusalem zu besuchen. Indem sie den Brief in ihren Schreibtisch legte, bemerkte sie, zu der Kammerfrau gewandt: „Was Charles vor hat, ist gut, sehr gut.“

Aber sey es nun, daß sie die Anwesenheit ihrer Nichte im Schlosse gänzlich vergessen hatte, sey es, daß sie in Hinsicht dieses Gegenstandes die größte Gleichgültigkeit hegte, sie äußerte kein einziges Wort, daß die lange Abwesenheit des Reisenden ihr auch nur im geringsten unangenehm sey.

IX.

Der ganze Winter verging, ohne daß ſich auch nur das Geringſte ereignet hätte, wodurch in das einſame Leben, welches die Bewohner von Vannoiſe gewohnt waren, auch nur die kleinſte Abwechſelung gebracht worden wäre. Endlich kehrte der Frühling zurück. Nichts iſt mit der Freude Robertine's zu vergleichen, als ſie ſah, wie die Bäume ſich mit Blättern, der Raſen mit Grün und die Beete ſich mit Blumen bedeckten. Ihr Entzücken war ſo groß, daß ſie wähnte, der Kummer und die Langeweile ſeyen mit der Kälte und dem Nebel verſchwunden, ſo daß ſie lange Zeit auf ihrem Morgenſpaziergange Heiterkeit für den ganzen übrigen Tag einſammelte. —

„Jetzt," ſprach ſie zu Magdalena, „jetzt werde ich niemals wieder weinen, zumal wenn Mademoiſelle Aubri geſtattet, daß wir uns auch während

des Mittagsmahls der Marquise in den Park begeben dürfen. Gestern war sie ganz nahe daran, es zu erlauben; ich werde sie wieder daran erinnern, wenn sie bei guter Laune ist," fügte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu.

„Wie klug, wie klug," dachte Magdalena, welche Alles, was die Kleine lobte und bewunderte, mit Erstaunen anhörte.

Trotz der Abgeschlossenheit, in welcher sie leben mußte, blieb übrigens die Gesundheit der Kleinen in dem besten Zustande; sie war sehr gewachsen und die Frische ihres Teints war noch immer dieselbe. Was ihren Geist anbetraf, so konnten die Fortschritte nur langsam von statten gehen; die Unterhaltung mit Magdalena, ja selbst mit Mademoiselle Aubri war nicht geeignet, dieselben zu entwickeln; aber außerdem, daß die Langeweile sie nachdenkend gemacht hatte, war Robertine auch mit den glücklichsten Anlagen geboren. Es war also rücksichtlich ihrer Alles zu hoffen, sobald nämlich ihre dermalige traurige Lage einer besseren Zukunft Platz machen würde.

Magdalena nannte sie ihr süßes Kleinod, pflegte

ſie auf das Sorgfältigſte und war weniger ihre Aufſeherin, als ihre Geſpielin, da der Verſtand und der Charakter Magdalenas mit dem des Kindes faſt gleich ſtand. Auf ihrem Spaziergange ſpielten ſie Haſchen, Blindekuh, wie zwei Schulkinder; denn die Wahrheit zu geſtehen, gefiel ſich Magdalena eben ſo wenig in dem Gemache des Thurmes. Gewohnt an die Bewegung, welche durch ihre früheren häuslichen Geſchäfte veranlaßt worden war, war ihr das eingeſchloſſene Leben höchſt zuwider; und die ihr eigenthümliche Fröhlichkeit verhinderte nicht, daß ſie die Tage ſehr lang fand. Sie beobachtete nichtsdeſtoweniger auf's Strengſte die Befehle, die ſie von Morin empfangen hatte, nämlich: weder Tag noch Nacht, noch eine Minute lang diejenige zu verlaſſen, über die zu wachen man ſie beauftragt hatte; ſie genoß nur dann einiger Freiheit, wenn Robertine ſich bei Mademoiſelle Aubri befand; dann begab ſie ſich zu der übrigen Dienerſchaft und nahm ein tüchtiges Mahl ein, welches ſie dann über alles Andere tröſtete.

Der Monat Juli war gekommen; eines Morgens machten ſich Magdalena und die arme Kleine

zu deren Gefangenwärterin man sie ernannt hatte, bei schönem Wetter zu ihrem gewöhnlichen Spaziergange auf den Weg. Magdalena war gegen ihre Gewohnheit trübe und schweigsam; und weit entfernt, irgend ein Spiel vorzuschlagen, wie sie es alle Tage that, schritt sie lange dahin, ohne ein einziges Wort zu sprechen; ihr Gesicht war so ernst und finster, daß Robertine sie fragte: „Ob Mademoiselle Aubri wohl mit ihr gezankt habe?“

„Nein,“ antwortete die Magd.

„Bist Du denn krank?“

„Nein.“

„Du bist doch nicht böse auf mich?“ fragte Robertine, indem sie ihren kleinen Arm um den Hals Magdalena's schlang.

„Nicht doch, nicht doch.“

„Was kannst Du denn sonst haben, Magdalena?“ —

Die Ursache war, daß Magdalena seit dem Morgen über den Unterschied nachsann, der zwischen einem warmen und kalten Brotkuchen stattfand. An diesem Tage hatte ihre Schwägerin, die Frau des Gärtners, Brotkuchen gebacken und ihr

welche davon verſprochen; aber ſie befürchtete, daß ſie kalt werden würden, könne ſie ſie erſt zur Stunde der Mittagstafel der Mademoiſelle Aubri holen. Magdalena aber liebte die warmen Brotkuchen über Alles, und ihre Verſuchung war ſo ſtark, daß ſie zu der Kleinen ſprach: „Wenn Sie mir verſprechen, aber recht feſt verſprechen, dieſe Allee nicht zu verlaſſen, ſo könnte ich mich zu meiner Schwägerin begeben, bei der ich etwas zu thun habe.“ —

„Sey deswegen ganz unbeſorgt,“ antwortete Robertine, welche hoch erfreut war, daß ſie ſich einen Augenblick lang ganz frei befinden ſollte, „ich werde dieſe Allee nicht verlaſſen und Du wirſt mich hier wieder finden.“

„So will ich Sie mit Cäſar einen Augenblick allein laſſen, damit Sie ſich mit ihm beluſtigen können,“ verſetzte Magdalena.

Cäſar war ein junges Hündchen, welches ihnen jeden Morgen auf dem Spaziergange folgte.

„Ja, ja, laß mir den Cäſar hier und mache, daß Du fort kommſt,“ rief die Kleine.

Magdalena machte ſich ſchnell auf und war

mit wenigen Sprüngen in dem Hause der Gärtnerin.

Jetzt hüpfte die kleine Robertine freudig umher, als ob die ganze Welt ihr preisgegeben wäre. Cäsar sprang um sie her und so gelangte sie bis an das Ende der Allee, die an die Mauer des Parks grenzte.

Nicht weit entfernt von dieser Stelle stand eine kleine Pforte geöffnet, durch welche, um die Alleen auszubessern, Sand herein geführt wurde.

Cäsar sprang durch diese Pforte auf die Ebene hinaus, von Robertine'n verfolgt, welche in ihrer Herzensfröhlichkeit nicht daran dachte, daß sie sich auf freiem Felde befinde und mit lauter Stimme ausrief: „Cäsar, Cäsar! hieher, hieher!" Fast außer Athem, glaubte sie endlich, daß er in ein Kaninchengehege springe, welches sich dort befand, und ohne sich zu bedenken, eilte sie ihm nach.

Da das Buschholz dort sehr dick stand, verlor sie das Hündchen gänzlich aus den Augen; als aber die Müdigkeit sie endlich zwang, ihre Schritte zu hemmen, hatte sie sich bereits so sehr in dem Gebüsche vertieft, daß es ihr unmöglich war, den

Heimweg zu finden und in den Park zurückzukehren. Die Unruhe erfaßte sie, sie kehrte hundert Mal auf dem halben Pfade zurück, ohne, daß es ihr gelingen wollte, wieder auf die Ebene und in den Park zu gelangen. Jetzt hemmte sie ihre Schritte und blickte erschrocken nach allen Seiten um sich her.

„Ach, mein Gott, ich bin verloren, ich bin verloren!“ jammerte sie, indem sie in Thränen ausbrach, „ich werde nie wieder aus diesem Labyrinthe herausgelangen. Magdalena! zu Hülfe! zu Hülfe! Magdalena!“ — Ihr Rufen aber konnte, wie man leicht begreifen kann, nicht gehört werden, und die arme Kleine gestand sich dies selbst ein; die Angst vor der Nacht und den Wölfen steigerte sich bei dem Kinde zu einer Verzweiflung, von der man sich keinen Begriff machen kann. Sie rang schreckenerfüllt ihre Hände, bald weinte, bald betete sie, denn sie meinte, sie habe jetzt nur noch Hülfe von dem lieben Gott zu erwarten. Ach, wie sehnte sie sich nach ihrem Zimmer, nach dem Zimmer der Mademoiselle Aubri! Wie bereute sie es, den Park verlassen zu haben. Jetzt aber war alle Reue frucht-

los; sie mußte in diesem Gehölze sterben, wo das Geraſſel jedes Blattes, das der Wind bewegte, ihr namenloſe Todesangſt verurſachte.

Da endlich ihre kleinen Füßchen ſie nicht mehr zu tragen vermochten, ſetzte ſie ſich unter einen Baum, um neue Kräfte zu ſammeln; plötzlich aber ſprang ſie raſch auf, denn ſie ſah aus dem Gebüſch einen Jagdhund hervorſpringen, dem ein junger Mann folgte, der eine Flinte über die Schulter gehängt trug.

Bei dem Anblick eines bewaffneten Mannes warf ſich die kleine Robertine auf ihre Kniee nieder und flehete mit gefalteten Händen: „Tödten Sie mich nicht, tödten Sie mich nicht! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir!“

„Ich Dich tödten, Du allerliebſte Kleine!“ antwortete der junge Mann, indem er ſich beeilte, ſeine Flinte gegen einen Baum zu ſtellen; „wer in der weiten Welt könnte einen ſolchen Gedanken faſſen! Wie aber kömmt es, daß Du Dich hier allein befindeſt?“

„Es iſt der böſe Cäſar,“ erwiderte Robertine, deren Thränen noch immer floſſen; „es iſt der böſe

Cäsar, der aus dem Park entschlüpfte und den ich verfolgte."

„Aus welchem Park?"

„Aus dem Park von Vamoise."

„Der ist nur wenige Schritte von hier entfernt; wenn Du willst, will ich Dich dorthin geleiten?"

„Ach, ich bitte, gleich, gleich, jetzt gleich!" flehete Robertine mit gefalteten Händen; ach, wenn ich Magdalena doch noch in der Allee wieder fände!" —

„Ich bringe Dich sogleich dorthin," versicherte der Unbekannte mit einem höchst freundlichen Wesen; „also weine nicht mehr. Ich möchte nur nicht gern meine Flinte zurück lassen. Fürchtest Du Dich noch vor derselben?"

„Nein, nein, nicht im Geringsten, Sie werden mir kein Leid zufügen."

„Davor bewahre mich Gott!" versetzte der junge Mann lächelnd, worauf er ihre Hand erfaßte und sich mit ihr auf den Weg machte, von dem Jagdhunde gefolgt.

Sie gelangten bald aus dem Gebüsch heraus

und Robertine's Entzücken kannte keine Grenzen, als sie die Mauern des Parks wieder gewahrte, welchen verlassen zu haben, sie sich so sehr zum Vorwurfe gemacht hatte.

„Da ist der Park!" rief sie, indem sie ihre Schritte so sehr beschleunigte, wie es ihr ihre Kräfte nur irgend gestatteten; „nur hieher, nur gerade darauf zu," rief sie, „dort werden wir eine offenstehende Thür finden, in welcher Magdalena mich ohne Zweifel erwartet."

„Schön, schön, wir wollen dort hin," entgegnete ihr junger Führer, welcher fortfuhr, die große Schönheit der Kleinen zu bewundern und der aus ihrem einfachen Anzuge den Schluß zog, daß sie irgend einem Diener der Marquise angehören müsse: „Welchem Amte stehen Deine Verwandte im Schlosse Vannoise vor?" fragte er.

„Ich habe im Schlosse keine andere Anverwandte, als meine Tante," erwiderte Robertine.

„Und wie nennt sie sich?"

„Frau von Saverny."

„Wie, Du wärest also die Tochter von Charles

oder George von Saverny?“ fragte der Fremde erstaunt. —

„Mein Papa nannte sich George,“ antwortete die Kleine, „George von Saverny.“

„Er ist ein guter Freund meines Vaters,“ bemerkte der junge Mann; „gewiß hörtest Du ihn oft von einem Herrn von Sarrois reden!“

„Ich kann mich in der That dessen nicht erinnern,“ entgegnete Robertine, die obendrein ihr Gedächtniß in diesem Augenblicke nicht bei der Hand hatte; denn sie befand sich noch fortwährend in der größten Unruhe und ihre Augen verschlangen den Raum, der sie noch von den Mauern des Parks trennte.

„Ihre Tante hat mich gekannt, als ich noch sehr jung war,“ nahm der Unbekannte wieder das Wort, „und vielleicht erinnert sie sich noch des kleinen Julius von Sarrois, den sie oft mit Bonbons regalirte.“

„Das war ohne Zweifel in der Zeit, von der Magdalena mir zuweilen erzählt,“ bemerkte Robertine, „damals als man in Vannoise noch tanzte. Jetzt aber tanzt man dort nicht mehr.“

„Ich weiß es, es hat ſich dort Alles verändert," antwortete Julius von Sarrois, „ſelbſt mein Vater, ein alter Freund der Familie, begab ſich oft nach dem Schloſſe, ohne daß ſein Beſuch angenommen wurde; endlich iſt er gänzlich weggeblieben." —

„Da iſt die Pforte des Parks, von der ich Ihnen erzählet habe," rief die Kleine, „ſchnell, ſchnell, ich bin überzeugt, Magdalena harrt meiner, ſie wird es nicht gewagt haben, ohne mich in den Thurm zurückzukehren."

„Die Pforte ſcheint mir aber nicht geöffnet," bemerkte der junge Mann.

„Ich hoffe, daß ſie es noch iſt," rief die Kleine, neuerdings von Schrecken erfaßt; „nur durch dieſe Thür kann ich in den Park gelangen."

Sie kamen dorthin und zu Robertine's unbeſchreibbarem Entſetzen war die Pforte wirklich geſchloſſen.

„Was jetzt beginnen!" rief ſie, von Angſt erfüllt, fieberhaft zitternd und mit leichenblaſſem Antlitze.

„Nichts iſt einfacher, ich führe Sie in's Schloß,"

erwiderte der junge Mann, „indem wir längs der Mauer hinschreiten, werden wir in wenigen Minuten dort seyn.“

„Im Schlosse? nein! nein!“ rief Robertine; „Mademoiselle Aubri und Herr Morin! ach, nein, nein!“

„Beruhigen Sie sich doch, liebe Kleine,“ sprach Julius in einem tröstenden Tone. „Ich werde Sie nicht verlassen, ich werde Alles erzählen und verhindern, daß man mit Ihnen schmählt;“ so sprechend zog er die Zitternde mehr mit sich fort als er sie führte, nach der großen Eingangspforte des Schlosses.“

Dort angelangt klingelte Julius, die Frau des Pförtners erschien und öffnete.

„Ich wünsche mit Frau von Saverny zu reden,“ sprach der junge Mann.

„Nein, nein!“ fiel Robertine ängstlich ein, der der Gedanke an ihre Tante nicht viel besser als der Gedanke an den Tod war; „es ist Mademoiselle Aubri, zu der ich geführt zu werden wünsche.“ —

„Es wäre mir auch ganz unmöglich, irgend Jemand bis zu der gnädigen Frau gelangen zu

lassen," bemerkte die Pförtnerin. „Hätte Herr Morin mir den Befehl ertheilt — —"

Julius hatte von den seltsamen Gewohnheiten, die zu Vannoise herrschten, zu viel gehört, als daß er über die Verlegenheit hätte erstaunen können, die sein Verlangen, zu der Schloßherrin geführt zu werden, erregte. Auch unterbrach er die Pförtnerin, indem er entgegnete: „So führen Sie mich zu Mademoiselle Aubri. Seyn Sie so gütig mir zu sagen, wo ich sie finden kann."

Die Pförtnerin schien bei dieser zweiten Frage eben so verlegen wie bei der ersten.

„Ich habe zwar die Ehre, in Ihnen den Sohn des Herrn von Sarrois zu erkennen," sprach sie, „aber ich weiß nicht, ob ich Sie nach dem Zimmer der Mademoiselle zeigen darf, ohne vorher die Erlaubniß erhalten zu haben."

„Nun, so holen Sie sich die Erlaubniß dazu ein," versetzte der junge Mann, dem alle diese Umstände ein Lächeln entlockten.

Mein Mann ist nicht zugegen," erwiderte die Pförtnerin, denn sie wagte nicht zu entgegnen, daß sie keinem Fremden den Zutritt in den Hof gestat-

ten dürfe. Plötzlich aber glaubte sie, einen Ausweg gefunden zu haben, der sie gegen jeden Vorwurf schützen könne: „Ich weiß ein ganz einfaches Mittel,“ sprach sie, „wenn Sie mir folgen wollen, mein Herr, so will ich Mademoiselle Aubri melden, daß Sie mit der Nichte der gnädigen Frau angelangt sind, vielleicht wird sie Sie alsdann empfangen.“

Der junge von Sarrois folgte alsbald der Pförtnerin, ohne Robertine'ns zitternde Hand fahren zu lassen, und bald kehrte die Erstere aus dem Zimmer mit dem Bescheide zurück, daß der fremde Herr eintreten könne.

Julius war zufrieden, wenigstens bis zu der Kammerfrau gelangt zu seyn; er erzählte ihr Alles was sich zugetragen hatte, und stellte die Thatsache als höchst verzeihlich dar, wegen des jugendlichen Alters der Schuldigen. Seiner Meinung nach, sei die Angst, welche die Kleine ausgestanden, als Strafe für sie mehr als hinreichend, und er bat Mademoiselle Aubri, derselben keine weitere Züchtigung hinzuzufügen.

In ihrer Eile, den Nachbar zu verabschieden,

den ſie recht gut kannte, und der durch einen ſo ſeltſamen Zufall auf das Schloß geführt worden war, verſprach Mademoiſelle Aubri was er verlangte, denn ſie wünſchte, daß er ſich ſo bald als möglich wieder entfernen möge.

„Ich hoffe,“ ſprach Julius, als er Anſtalt machte, ſich hinweg zu begeben, „ich hoffe, Sie werden mir geſtatten, dann und wann hieher zu kommen, um mich nach dem Befinden meines kleinen Schützlings zu erkundigen.“

„Die Frau Marquiſe empfängt Niemand, durchaus Niemand,“ entgegnete trocken Mademoiſelle Aubri, „ſie duldet durchaus nicht, daß ihre Dienerſchaft außerhalb des Schloſſes mit irgend Jemand eine Bekanntſchaft unterhalte.“

Hiedurch auf immer verabſchiedet, grüßte Julius von Sarrois kalt, drückte Robertine's kleine Hand und begab ſich hinweg, von der Pförtnerin bis zu dem Eingangsgitter geführt, das ſie ſogleich wieder hinter ihm verſchloß.

So wie er ſich entfernt hatte, machte ſich der Zorn der Mademoiſelle Aubri in den heftigſten Ausdrücken Luft, denen die kleine Robertine nichts

als Thränen entgegen stellte; stammelnd gelobte sie, sich in der Folge gehorsamer zu zeigen. Endlich gebot sie der Kleinen, sich in einen Winkel des Zimmers zu setzen, ertheilte den Befehl, Magdalena aufzusuchen und sie zu ihr zu schicken und ließ alsdann Morin ersuchen, sich sobald als möglich zu ihr zu verfügen; denn sie hatte vor nichts größere Furcht, als von diesem des Fehlers der Nachlässigkeit beschuldigt und geschmäht zu werden.

Magdalena langte zuerst an, athemlos, mit einem Gesichte, geschwollen von den Thränen, die sie vergossen hatte, während sie die kleine Robertine zwei Stunden lang im Park aufsuchte. Der Anblick derselben machte ihr ihren Fehler fühlbarer, als es die Schmähungen der Mademoiselle Aubri zu thun vermocht hätten.

Die Letztere beschränkte sich darauf, auf Magdalena einen zornigen Blick zu richten. „Begebt Euch Beide auf Euer Zimmer," gebot sie in einem feierlichen Tone; „später sollt Ihr meinen Willen erfahren."

Die Wahrheit war, daß Mademoiselle Aubri diesen, ihren eigenen Willen selbst noch nicht kannte

und daß sie Morin erwartete, um zu erfahren, was sie thun solle.

Morin erschien, und als sie ihn mit dem, was sich zugetragen, bekannt gemacht hatte, verwünschte er den unglücklichen Zufall, der gerade zu jener Zeit den jungen Julius von Sarrois in's Gebüsch geführt hatte.

„Ich glaube, der Teufel ist dabei im Spiele gewesen," rief er, indem er mit dem Fuße stampfte, „wäre der junge Mann nicht zu ihrem Beistande erschienen, wer weiß, was geschehen wäre! Vielleicht hätte man nie wieder etwas von ihr gehört."

„Aber die gnädige Frau, die sie meiner Sorge anvertraut hat?" bemerkte Mademoiselle Aubri.

„Wenn sie davon läuft, wenn sie davon rennt, was können Sie dafür? Das Kind ist schon durch frühere Beispiele verdorben worden, es hat sich an die Ordnung eines anständigen Haushalts nicht gewöhnen können; mehr brauchten Sie nicht zu entgegnen. Die Marquise würde schon am folgenden Tage nicht weiter daran gedacht haben, oder sie würde mich haben rufen lassen, um Nachforschungen anzustellen, und ich würde sie als-

dann niemals wieder aufgefunden haben, dafür stehe ich Ihnen.“

„Sie wollen also nicht, daß man bei der kleinen Robertine Jemand anders als Magdalena anstelle?“ —

„Wahrlich, nein. Je weniger Personen sie von der Dienerschaft des Schlosses kennen lernt, desto besser; überdieß empfange ich so eben einen Brief von Charles von Saverny, der endlich eintreffen wird.“

„Dem Himmel sey Dank!“ rief Mademoiselle Aubri erfreut.

Und nachdem Morin sie mit dem Inhalte des erwähnten Briefes bekannt gemacht hatte, verließ er sie, nicht ohne neuerdings vor sich hin zu murmeln:

„Hätte der junge Mann sie nicht in dem Dickicht gefunden, würden wir leichter geathmet haben und einer großen Sorge entledigt worden seyn.“ —

Mademoiselle Aubri beschränkte sich demnach darauf, Magdalena und der Kleinen noch einige strenge Vorwürfe zu machen und dachte nicht einmal

daran, die Spaziergänge für die Folge zu unterſagen; ſo daß zu Robertine'ns großer Freude Alles bei'm Alten blieb. Das kleine Abenteuer gab indeß den beiden darin Betheiligten einen fortwährenden Stoff zur Unterhaltung.

X.

Fünf Tage nach der Begebenheit, die wir so eben erzählt haben, pochte Morin's Herz vor Freude, als er eines Morgens das Geraſſel eines Wagens vernahm, der in den Schloßhof hinein rollte. —

„Da iſt er! da iſt er!“ rief der würdige Agent des künftigen Beſitzers von Vannoiſe, „dem Himmel ſey Dank, noch kommt er nicht zu ſpät!“

Die Ankunft eines Wagens im Schloſſe Vannoiſe war eine ſo außerordentliche Begebenheit, daß Magdalene und Robertine augenblicklich an das Fenſter ihres Zimmers eilten.

„O, mein Gott, was hat das zu bedeuten?“ rief die Kleine; „da ſteigt ein Herr aus dem Wagen und die Stufen des Hauſes hinauf, aber ganz gewiß wird man ihn nicht herein laſſen.“

„Es iſt der Neffe der Frau Marquiſe,“ erwiderte Magdalena.

„Ihr Neffe?“ fragte Robertine; „er wird alſo auch in dieſem Thurme wohnen?“

„Ei behüte,“ antwortete die Magd; „Herr Morin weiſ't ihm ſtets eines der ſchönſten Zimmer des Schloſſes an, und während der paar Tage, die er hier zuzubringen pflegt, ſpeiſ't er ſtets mit der gnädigen Frau zu Mittag.“

„Wie, er ſpeiſ't mit ihr?“ fragte die Kleine erſtaunt; „er fürchtet ſich nicht vor ihr?“

„Da ſie es erlaubt, was kann ihm die arme Dame thun?“

„Ja, ja,“ verſetzte Robertine, „ſie erlaubt es; „was mich aber anbetrifft, Magdalena, da erlaubt ſie es nicht, ſiehſt Du.“

„Wer weiß, was noch geſchieht,“ tröſtete Magdalena.

„Ach nein, das geſchieht nimmermehr,“ ſeufzte die Kleine, „Mademoiſelle Aubri weiß es nur zu gut, wie meine Tante mich haßt.“

„Ja, wenn Ihnen Mademoiſelle Aubri das geſagt hat, dann iſt es gerade ſo gut, als ob die

gnädige Frau es Ihnen selbst gesagt hätte; sie ist die Einzige, die mit ihr sprechen darf. Selbst Herrn Morin ist es nicht immer gestattet, und wenn ich von der gnädigen Frau etwas zu erbitten hätte, so weiß ich schon, an wen ich mich wenden würde." —

„Wie heißt der Herr, der so eben angekommen ist?" fragte Robertine neugierig.

„Er ist Herr Charles von Saverny, der Bruder des guten Herrn George. Aber jetzt erst denke ich daran, es ist ja ihr Onkel, Ihr leibhaftiger Onkel."

Robertine sann einige Augenblicke nach; dann lächelte sie schlau und blickte auf ihre Gefährtin: „Wenn wir ihm doch einmal im Park begegnen könnten, Magdalena?" flüsterte sie.

„Was würde Ihnen das helfen?"

„Hat doch der Herr von Sarrois mich so niedlich gefunden, vielleicht gefiele ich ihm ebenfalls, und dann würde er mir möglicherweise einen guten Tag wünschen! Er würde mich vielleicht umarmen, wenn er erführe, daß ich seine Nichte bin. Madame Dübriel hatte Neffen und Nichten, die sie

oft beſuchten und die ſie dann jedesmal umarmte. Ich aber! ich! ach, ich bin ein recht unglückliches Kind!" Während Robertine dieſe Worte ſprach, rollten ihr die Thränen über die Wangen hinab.

„So weinen Sie doch nicht ſo; wozu ſich unnützen Kummer machen? Morgen früh wollen wir in den Park gehen, und Sie werden den gnädigen Herrn ſprechen," tröſtete ſie Magdalena.

„Ich werde es niemals wagen, zuerſt das Wort an ihn zu richten," bemerkte die Kleine, indem ſie ihre Augen trocknete.

„Wenn das auch nicht, ſo werden Sie ihm antworten; aber weinen Sie nicht, denn das thut mir leid."

Magdalena, welche Robertine tröſten wollte, hütete ſich gar wohl, ihr zu bemerken, daß Saverny ſein Zimmer nur ſelten verlaſſe und daß ſie ihm noch nie im Park begegnet ſey.

Während Charles auf dieſe Weiſe den Geiſt Robertine's ſo lebhaft beſchäftigte, hatte er mit Morin ein langes Geſpräch, mit welchem wir den Leſer verſchonen wollen. Es reiche hin, zu berichten, daß erſchrocken über den Bericht deſſen, was ſich

während seiner Abwesenheit zugetragen, der Erbe der Marquise bei der Mittagstafel mit dem festen Entschlusse erschien, die Nichte derselben so schnell als möglich wieder aus dem Hause fortzuschaffen.

Es war ungefähr ein Jahr, fast an demselben Tage, daß Saverny seine Tante zum letzten Male gesehen hatte. Er war überrascht über die außerordentliche Veränderung, welche seit der Zeit mit ihr vorgegangen war. Die unglückliche Frau, noch bleicher und hagerer, als er sie verlassen hatte, schien sich jetzt kaum aufrecht halten zu können. Eine gewisse Ruhe aber, welche in ihrem Blick und ihren Geberden herrschte, schien zu verkünden, daß es sich mit ihren Geisteskräften gebessert habe. Während des Mahls hörte sie mit einiger Aufmerksamkeit den Worten des Chevaliers zu, der von seinen Reisen und von seiner Gattin erzählte, die er in Italien wieder abgeholt hatte, um sie nach dem Nivernois zu bringen.

Das Mahl ward beendet, ohne daß Saverny, trotz Morin's wiederholten Winken, es gewagt hatte, das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken,

der ihm am meiſten am Herzen lag. Schon ſchickte er ſich an, ſich hinweg zu begeben, als die Marquiſe ihn aufforderte, ihr zu folgen, weil ſie ſich über eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu berathen wünſche.

Man kann es ſich leicht denken, mit welchem Eifer er dieſer Aufforderung Folge leiſtete. Als er neben ſeiner Tante in einem kleinen Salon ſaß, deſſen Thür ſeit zehn Jahren für ihn verſchloſſen geweſen war, begann die Marquiſe:

„Ich weiß nicht, Charles, ob Morin Dich benachrichtiget hat, daß die Tochter Deines Bruders ſich hier befindet?“

Savernay erwiderte: „Da Morin von Ihnen, meine theure Tante, nicht den Befehl erhalten hat, es mir zu verſchweigen, geſtehe ich es Ihnen unverholen, daß er es mir erzählt hat; ich geſtehe zugleich offenherzig, daß ich nicht wenig erſtaunte, als ich es erfuhr, daß die Enkelin des Bürgers Dupuis ſich in Ihrem Schloſſe befinde.“

„Das Kind eines Savernys,“ entgegnete die Marquiſe, „das Kind eines Savernys befand ſich ohne Zufluchtsſtätte, dem Schickſale ausgeſetzt, von Almoſen

zu müſſen; ich mußte unſeren Namen dieſer neuen Schande entziehen. Ich habe deshalb meinen Widerwillen überwunden und ſie in meinem Hauſe aufgenommen. Du begreifſt, daß ich ſie mit keinem Blick geſehen habe und ſie gewiß nicht ſprechen werde; aber ich mußte Deine Rückkehr abwarten, um meine Wohnung von ihr zu befreien."

„Ich werde ſie ſchon morgen von hier wegführen, wenn es Ihnen recht iſt," fiel Saverny augenblicklich ein, hoch erfreut, daß er das Schickſal des armen Kindes in ſeine Hände bekommen ſolle. —

„Und was wirſt Du mit ihr beginnen?" fragte die Marquiſe.

„Ich werde ſie der erſten beſten Erziehungsanſtalt übergeben, und — —"

„Nein, nein, ich will nichts von einer Erziehungsanſtalt hören," unterbrach ihn die Marquiſe, „es würde uns ganz unmöglich ſeyn, über ihre Aufführung zu wachen; Gott weiß, was dann aus ihr werden würde."

„Es iſt allerdings wahr," entgegnete Charles, „das niedrige Blut, das in ihren Adern rollt, läßt

für ihre Zukunft allerdings fürchten; aber wo sollen wir sie sonst unterbringen?"

„Ich halte es," versetzte die Marquise, „für Sie und für uns weit verständiger, einen Schritt zu thun, der ihre Existenz auf immer in die Vergessenheit begräbt: sie begebe sich in ein Kloster, man bestimme sie, den Schleier zu nehmen, ich werde für eine reiche Mitgift sorgen."

„Aber es giebt ja in Frankreich keine Klöster mehr," entgegnete Saverny.

„Wie, es gäbe in Frankreich keine Klöster mehr?" fragte die Marquise staunend, indem sie große Augen machte; denn diese Thatsache der Revolution war ihrem Gedächtnisse so ganz entschwunden, als ob sie nie statt gefunden hätte. „Kein Kloster mehr," fuhr sie fort, „keinen Thron mehr, nichts, nichts als Verbrechen und Blutvergießen!"

„Ja, ja, so handeln die Dupuis und ihres Gleichen," entgegnete Saverny mit einem heuchlerischen Seufzer.

„Kein Kloster mehr in Frankreich!" wiederholte die Marquise, indem sie zu vergessen schien, daß sie sich nicht allein befand; „vielleicht auch keine

Kirchen mehr? Wie kann dieſes Volk leben, ohne König, ohne Gott!“

Da Saverny durchaus keine Luſt hatte, die Anſichten ſeiner Tante rückſichtlich der Gegenwart zu berichtigen, überließ er ſie einige Minuten lang ihren Betrachtungen, während er ſelbſt nachſann; dann nahm er wieder das Wort:

„Es giebt in Frankreich keine Klöſter mehr,“ ſprach er; „aber in Deutſchland, in einem katholiſchen Lande, oder in Italien, kann man ſie allerdings in einer religiöſen Anſtalt unterbringen, wo ſie, Ihrer edlen Abſicht zufolge, ein glückliches Leben führen würde.“

„Wohlan,“ erwiderte die Marquiſe, „Du ſelbſt mußt Dich mit dieſer Angelegenheit beſchäftigen, Charles, und die Aebtiſſin des Kloſters, welches Du wählen wirſt, benachrichtigen, daß ſie eine Mitgift erhalten ſoll, bedeutend genug, um die Wohlthäterin der Anſtalt zu werden, die ſie aufnehmen wird.“

„Ich kenne den franzöſiſchen Conſul in Neapel,“ entgegnete Charles; „ich will ihm ſchreiben, ihn

bitten, in dieſer Rückſicht Erkundigungen einzuziehen und mir augenblicklich zu antworten."

„Wen aber könnten wir damit beauftragen, ſie nach Italien zu bringen?" fragte die Marquiſe.

„Ich ſelbſt werde erſcheinen, um ſie abzuholen, ſobald dort Alles geordnet ſeyn wird."

„Wenn Dir das möglich iſt, ſo wäre das allerdings das Beſte," bemerkte die Marquiſe.

„Bin ich nicht glücklich, wenn ich das thun kann, was Sie wünſchen, liebe Tante?" fragte Charles von Saverny, „zumal wenn es darauf ankommt, die Frucht einer Mesalliance verſchwinden zu ſehen, die unſern Namen entehrt und den größten Kummer meines Lebens ausmacht."

Das Gefühl, welches Saverny ausſprach, war ſo ganz und gar im Einklange mit dem einer Frau, welche der Stolz auf ihre hohe Geburt einzig und allein in Verbindung mit einer Welt erhielt, von der ſie geſchieden war, daß ſie ihrem Neffen die Hand hinreichte, und zwar freundſchaftlicher, als ſie es jemals gethan hatte, ſo daß es ſchien, als habe ſie für das Oberhaupt ihrer Familie eine wahre Liebe gefaßt.

Die arme Frau war so ganz und gar nicht mehr daran gewöhnt, sich mit den Angelegenheiten dieser Welt zu befassen und ein Gespräch fortzusetzen, daß sie, trotz aller ihrer Anstrengung, von einer Ermattung ergriffen wurde, welche sie verhinderte, die Unterredung weiter zu führen: ihre Stimme ward immer schwächer und schwächer, und ihre Gestalt sank dermaßen zusammen, daß Charles glaubte, sich verabschieden zu müssen, bevor sie selbst ihn sich entfernen hieße.

Als er sich hinweg begeben hatte, war sein erster Weg zu Morin, um diesem Alles zu berichten, was sich zugetragen hatte. Das Resultat dieses Tages war von der Art, daß Beide ihre Wünsche als erfüllt betrachten konnten, denn sie sahen schon im Voraus Robertine in ein Kloster eingeschlossen, ohne Hoffnung, jemals weder Frankreich noch ihren Vater wieder zu schauen, falls der Letztere sich noch am Leben befinden sollte.

Saverny hatte seine Abreise auf den nächst folgenden Tag festgesetzt. Am Abend zuvor, als er von seiner Tante Abschied genommen hatte, die sich nach beendetem Mahle auf ihr Zimmer zurückzog, kam ihm der Gedanke in den Sinn, einen

Augenblick die Kleine zu ſehen, deren Daſeyn ihm gefährlich ſchien. Es war die Stunde, in welcher Mademoiſelle Aubri zu Mittag ſpeiſ'te und Morin machte ihm daher den Vorſchlag, ihn zu der Kammerfrau zu führen, und zwar unter einem Vorwande, der leicht zu erfinden war.

Bei dem Anblick des Neffen der Marquiſe, erhob ſich Mademoiſelle Aubri raſch von ihrem Sitze und blieb ehrerbietig ſtehen, während der ganzen Zeit, daß Saverny im Zimmer anweſend war. Robertine, welche ihrem Beiſpiele folgte, ſtand anfangs einige Schritte von ihr entfernt, mit zu Boden geſenkten Augen und ungemein eingeſchüchtert, nicht bloß durch die Gegenwart deſſen, dem zu begegnen ſie ſo ſehr gewünſcht hatte, ſondern auch durch die Anweſenheit Morins, vor dem ſie eine außerordentliche Furcht hegte.

Nichtsdeſtoweniger richtete ſie, als Mademoiſelle Aubri den Namen ihres Oheims nannte, auf dieſen einen Blick, dem nur ein Dämon widerſtehen konnte, denn ſie hoffte, daß er jetzt an ſie eben ſo freundlich das Wort richten würde, als er bis jetzt zu Mademoiſelle Aubri geſprochen hatte. Sie

wartete aber hierauf vergebens. Saverny ſprach nur mit der Kammerfrau, obgleich er nicht unterließ, Seitenblicke auf ſeine Nichte zu werfen, welche bald erröthete, bald erblaßte; ſo ſehr hoffte die arme Kleine bis zu dem letzten Augenblicke darauf, daß er ihr ein Wort, oder doch wenigſtens ein freundliches Lächeln ſpenden würde. Aber weit entfernt, dieſe Hoffnung zu verwirklichen, weit entfernt, daß der unſchuldige Reiz des Kindes auch nur einen Moment lang Eindruck auf ſein Herz machte, befand ſich Charles, kaum dem Zimmer wieder enteilt, mit Morin allein, als er auch ſofort gegen dieſen bemerkte: „Bei allen Teufeln, Du hatteſt vollkommen Recht, ſie muß ſo ſchnell wie möglich von hier; das kleine Ding iſt ſchön wie ein Engel.“

XI.

Robertine war zu ihrem Glück mit dem Projecte gänzlich unbekannt, das ihre Zukunft so außerordentlich bedrohte, und ſie genoß daher arglos die wenigen Freuden, welche ihr die Gegenwart geſtattete. Obgleich es nur ſelten geſchieht, daß man in ihrem Alter einen dauernden Schmerz empfindet, kränkte ſie ſich doch lange über die Kälte, welche ihr Onkel gegen ſie an den Tag gelegt hatte. Die Abweſenheit Saverny's indeß, an den ſie durch nichts erinnert wurde, die Fürſorge Magdalena's und einige ſanfte Worte, die Mademoiſelle Aubri jetzt dann und wann an ſie richtete, verſcheuchten nach und nach ihren Kummer und vernichteten ganz und gar in ihrem Gedächtniſſe die Erinnerung an Charles von Saverny. Jetzt ward ſie wieder froh und heiter, und täglich liebenswürdiger. Die Eintönigkeit ihres Lebens machte ſie auch für die kleinſte

Abwechſelung in demſelben empfänglich, und zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie bei Mademoiſelle Aubri ſtets mit einem lachenden Geſicht und leuchtenden Augen erſchien, welches zur Folge hatte, daß Mademoiſelle Aubri für die arme Kleine, deren Abreiſe ſo bald ſtattfinden ſollte, wirklich nach und nach einiges Intereſſe zu fühlen begann.

Auf der anderen Seite war Morin, welcher jetzt an dem Erfolge ſeines Planes nicht mehr zweifelte, der Meinung, daß er in ſeinen Aufmerkſamkeiten gegen die Kammerfrau etwas nachlaſſen könne; ohne daß er beſorgte, dadurch ſeinem Intereſſe zu ſchaden, bediente er ſich mehrerer Vorwände, um nur alle zwei Tage mit Mademoiſelle Aubri eine Partie Piquet zu ſpielen. Die alte Jungfer bemerkte dieſe Veränderung gar bald; ſie ſeufzte in der Stille darüber, aber ſie beſchloß noch etwas zu warten, bevor ſie ſich beklagte.

Eines Abends ward Mademoiſelle Aubri bei dem Piquetſpiele von einem heftigen Kopfweh befallen, das bald ſo ſehr überhand nahm, daß ſie ſich genöthigt ſah, das Spiel zu verlaſſen und ſich zur Ruhe zu begeben.

Morin rief sogleich Magdalena, empfahl die Kranke ihrer Sorgfalt mit erheuchelter Theilnahme und eilte fort, um nach einem Arzte zu senden, der aber an diesem Abend nicht mehr eintreffen konnte. Erst am folgenden Morgen kehrte er daher mit demselben zu der Kammerfrau zurück.

Das Uebel hatte in der Nacht große Fortschritte gemacht, und nur mit Mühe erhielt der Arzt, der die Kranke in einem heftigen Fieber fand, von derselben einige Antworten auf seine zahllosen Fragen.

„Das sieht sehr schlimm aus," sprach er zu Morin gewandt, als er sich so weit entfernt hatte, daß er nicht mehr von Mademoiselle Aubri vernommen werden konnte. „Wer trägt Sorge für die Kranke?"

„Es ist dieses Mädchen hier," antwortete Morin, indem er auf Magdalena deutete, „wir können darauf rechnen, daß Ihre Verordnungen auf das Pünktlichste befolgt werden."

Der Arzt schrieb darauf ein Recept und ertheilte Magdalena Befehle, auf welche Weise die Arzeneien gereicht werden sollten. Nachdem dieses

geſchehen war, begab er ſich hinweg, verſprach aber, noch im Verlauf des Tages wieder zurückzukehren.

Morin hatte alle Urſache, ſich zu freuen, daß er ſchon am vorigen Abend ſeine Gebieterin benachrichtigt hatte, eine heftige Erkältung verhindere ihre Kammerfrau, den Dienſt bei ihr zu verſehen. Er hatte als Stellvertreterin derſelben das junge Mädchen in Vorſchlag gebracht, welches ſeit einigen Monaten den Platz derjenigen erhalten hatte, die überwieſen worden war, den Brief des Herrn Dübriel übergeben zu haben; und die Marquiſe hatte, obgleich ſie nur höchſt ungern ein neues Geſicht in ihrer Nähe ſah, ihre Einwilligung dennoch dazu gegeben, da ihre Schwäche ihr durchaus nicht geſtattete, ſich ſelbſt zu bedienen. Morin nahm ſich übrigens vor, der Marquiſe die Krankheit der Mademoiſelle Aubri als ein leichtes Unwohlſein zu ſchildern; denn er befürchtete, daß ſeine Gebieterin ſonſt auf den Gedanken kommen könne, ihre Kranke ſelbſt zu beſuchen, und nichts beſorgte er mehr, als daß die Marquiſe den Fuß in den Thurm ſetzen könne, in welchem Roberline wohnte.

Magdalena versah das ihr auferlegte Amt einer Krankenpflegerin mit dem größten Eifer und der ganzen Thätigkeit, die ihr von Morin und dem Arzte anempfohlen worden waren; da sie sich aber nicht vervielfältigen konnte, so hatte ihre Anwesenheit im Zimmer der Mademoiselle Aubri die natürliche Folge, daß Robertine oft allein blieb, welches der Magd wirklich Unruhe verursachte. Die Krankheitszufälle der Mademoiselle Aubri nahmen dermaßen überhand, daß es ihr bald fast ganz unmöglich war, sich auch nur auf Augenblicke nach ihrer kleinen Gefangenen umzuschauen.

Da Robertine den größten Theil des Vormittags verstreichen sah, ohne daß Magdalena wieder erschien, gerieth sie in einen solchen Zustand von Verzweiflung, daß sie den Muth faßte, sich auf den Zehen bis zu der Thür des Zimmers der Mademoiselle Aubri zu schleichen und dort leise anzupochen.

„Kommen Sie ja nicht herein," rief ihr Magdalena entgegen, welche sich beeilt hatte, ihr die Thür zu öffnen, „kehren Sie schnell in Ihr Zimmer zurück."

„Ich fürchte mich ſo ſehr, dort allein zu bleiben,“ antwortete die Kleine, „ich will lieber, daß ſie mich ſchmählt.“

„Ach, mein Gott!“ rief Magdalena, „die arme Mademoiſelle Aubri iſt nicht in dem Zuſtande, irgend Jemand zu ſchmählen: ſie giebt mir kaum eine Antwort, wenn ich zu ihr ſpreche, ich glaube faſt, daß ſie Niemand mehr zu erkennen vermag.“

„Eben weil ſie Niemand mehr erkennt, ſo laß mich bei Dir bleiben,“ verſetzte das Kind. „Ich will Dir helfen, ich will ihr die Arznei reichen, und ich werde durchaus keinen Lärm machen, ganz gewiß nicht.“

Während ſie dieſe Worte ſprach, ſchlich die Kleine ganz leiſe auf den Zehen bis zu dem Lager der Kranken; bei dem Anblick des fieberiſch glühenden Antlitzes aber, der wild umherſchweifenden Augen, welche keinen Gegenſtand zu unterſcheiden ſchienen, fuhr ſie von Schrecken ergriffen zurück, erfaßte Magdalenas Arm, und fragte mit leiſer, bebender Stimme: „Iſt ſie immer in dieſem furchtbaren Zuſtande?“

„Ja,“ antwortete Magdalena, „faſt immer;

oder ſie liegt ſtille und regungslos da, ſo daß ich ſie oft für todt halte."

„Todt!" wiederholte Robertine erblaſſend, „todt, wie meine Mutter? O, mein Gott, was würde aus mir werden, wenn man auch ſie forttragen ſollte?"

Dieſer Gedanke verurſachte ihr Schrecken, und ſie näherte ſich auf's Neue der Mademoiſelle Aubri, erfaßte die brennende Hand derſelben, drückte ſie an ihre Lippen und ſprach mit leiſer Stimme: „Ich bin es, liebe Freundin, es iſt Robertine, Robertine."

Sey es wiſſentlich oder unwillkürlich, Mademoiſelle Aubri machte eine Bewegung mit dem Kopfe, und Robertine glaubte, daß ihre kleine Hand gedrückt wurde.

„Sie hat mich erkannt," flüſterte ſie zu Magdalena, „ſie hat mir zu verſtehen gegeben, daß ich bleiben könne."

„Wohlan, ſo bleiben Sie," erwiderte die Magd, „zumal da der Arzt mir ſo vielerlei aufgetragen hat, daß mir der Kopf ganz wirbelig iſt und ich immer etwas vergeſſen zu haben fürchte. Man muß der Kranken jede Viertelſtunde zu trinken rei-

chen, man muß ihr pünktlich die Arzenei geben, man muß den Verband und die Fußbäder, und Gott weiß was sonst noch besorgen! Wir hätten unser drei genug zu schaffen und Herr Morin hat es mir allein aufgebürdet!"

„Glaubst Du, daß das was man ihr giebt, ihr gut thun wird?" fragte Robertine, indem sie die Kranke mit einem theilnehmenden Blick betrachtete.

„Bis jetzt habe ich noch keine Besserung bemerkt," entgegnete Magdalena, „ich glaube im Gegentheil, daß sie jetzt kränker ist, als diesen Morgen; aber Sie begreifen, daß die Aerzte es besser verstehen müssen, als wir, und vielleicht kann die Medizin erst später wirken."

„Ach, mein Gott, wenn sie doch wieder in ihrem großen Lehnstuhl säße und ich wieder mit ihr zu Mittag essen könnte," rief Robertine, deren Augen sich mit Thränen füllten; „es gab Augenblicke, wo ich sie recht lieb hatte!"

„Ja, ja," bemerkte die Magd, „sie ist im Grunde kein bösartiges Frauenzimmer; es sind noch keine vierzehn Tage her, daß sie meiner kleinen Nichte zwei abgelegte Kleider schenkte."

„Muß man ihr jetzt etwas reichen?“ fragte Robertine.

„Allerdings, sie muß jetzt die Arzenei nehmen; aber sie weigerte sich das letzte Mal, als ich sie ihr reichen wollte. Die Arzenei muß recht garstig schmecken!“

„Wir müssen es noch ein Mal versuchen, da der Arzt es doch verordnet hat,“ bemerkte Robertine. —

Magdalena goß die Arzenei in einen Löffel, und Robertine übernahm es, sie der Kranken zu reichen.

„Nehmen Sie dies, liebe Freundin,“ bat die Kleine mit der sanftesten Stimme, „das wird Ihr Uebel heilen.“

„Eine große Quinte und vierzehn machen vier und zwanzig!“ rief Mademoiselle-Aubri, deren fieberhafter Zufall sie zu der Partie Piquet zurückführte, die sie mit Morin gespielt hatte.

„Sie spricht von Kartenspiel,“ sprach Robertine, indem ihr vor Schrecken der Löffel aus der Hand fiel.

Die Kranke fuhr in einem leiseren Tone mit

ſich ſelbſt zu ſprechen fort: „das Teſtament iſt ganz in Ordnung,“ flüſterte ſie vor ſich hin.

„Ich weiß nicht, was ſie ſpricht,“ bemerkte Robertine, den Blick forſchend auf Magdalena gerichtet.

„Sie ſpricht irre,“ entgegnete Magdalena, mitleidig den Kopf ſchüttelnd; „ich habe das ſchon ein Mal geſehen, als ich meine arme Mutter pflegte. Man ſpricht in einem ſolchen Zuſtande, ohne zu wiſſen, was man ſagt, und ſetzt beſonders zur Nachtzeit diejenigen in Schrecken, die es mit anhören.“

„Jetzt ſchläft ſie wieder ein; ach, ich mag es weit lieber, wenn ſie ſchläft,“ bemerkte die Kleine.

Der ganze übrige Theil des Tages verging für Mademoiſelle Aubri in dieſem bedenklichen Zuſtande, bald befand ſie ſich in der heftigſten Aufregung, bald in einer dem Tode ähnlichen Bewußtloſigkeit. Robertine ermüdete in dieſer ganzen Zeit nicht, Magdalena Beiſtand zu leiſten in Allem, was geſchehen konnte, der Kranken Linderung und Pflege zu verſchaffen; das liebliche Kind ſetzte ſich auch nicht einen Augenblick lang. Zuweilen ſchien es,

als ob Mademoiselle Aubri sie erkenne, sie nahm aus ihren kleinen Händen das Getränk, welches sie bisher zurückgewiesen hatte.

Nach dem Mittagsmahle der Marquise erschien ein Bedienter und brachte ein sehr gutes Mittagsessen, welches er in dem kleinen Vorzimmer auftrug, und das für Magdalena und ihre kleine Gefährtin bestimmt war. Die Erstere, welche seit dem vergangenen Abend fast nichts zu sich genommen hatte, trug ein großes Verlangen, nicht die Früchte der Aufmerksamkeit zu verlieren, welche man ohne Zweifel dem Herrn Morin verdankte, und für die sie höchst empfänglich und dankbar war. Einige Male bemerkte sie zu Robertine gewandt, daß Joseph ihnen im Vorzimmer ein Mittagsessen aufgetragen habe.

„Setze Dich immerhin zu Tische," sprach endlich Robertine traurig; „es thut mir gar zu leid, die arme Kranke so leiden zu sehen, ich kann keinen Bissen essen. Laß aber die Thür offen, damit ich Dich rufen kann, wenn sie Deiner bedürfen sollte."

Magdalena machte Anfangs Umstände, endlich aber gab sie nach. Das Kind blieb also allein bei

der Kranken zurück, die ihr zwar niemals viel Zuneigung bewiesen hatte, die sie aber nichtsdestoweniger als die einzige Stütze betrachtete, welche sie noch in der Welt besaß.

Robertine, welche so eben in eine Tasse das Getränk gegossen hatte, das man der Kranken jede halbe Stunde reichen mußte, bot sie Letzterer, die jetzt etwas ruhiger schien, einen verwunderten Blick auf die Kleine richtete und kurzweg fragte: „Warum bist Du nicht schlafen gegangen?"

„Es ist noch nicht Nacht," antwortete leise Robertine.

„Wie, es ist noch nicht Nacht?" wiederholte Mademoiselle Aubri, „und dennoch ist es schon so dunkel."

„Soll ich einen Vorhang zurückziehen?" fragte die Kleine.

„Nein, ach nein, mein Kopf schmerzt sehr; sey so gut, und schiebe mir das Kissen ein wenig zurecht."

Die kleine Robertine strengte alle ihre Kräfte an, um den Wunsch der Kranken zu erfüllen und das Kissen etwas zu lüften, und mit ihrem Bei-

ſtande gelang es Mademoiſelle Aubri, ſich ein wenig aufzurichten.

„Ich will Dir etwas geben,“ ſprach ſie mit kaum vernehmbarer Stimme, „ich will Dir etwas geben, was im Kloſter Dir ſehr angenehm ſeyn wird.“ —

Glücklicherweiſe hatte die Kleine noch niemals von einem Kloſter etwas gehört, ſo daß ſie durchaus nicht mehr erſchrak, als wenn ſie ein anderes, bedeutungsloſes Wort vernommen hätte.

„Ich danke Ihnen,“ ſprach ſie, tief gerührt daß die Kranke in ihrem beklagenswerthen Zuſtande noch daran dachte, ihr ein Geſchenk zu machen.

„Du wirſt Dich dort nicht unglücklich fühlen,“ nahm Mademoiſelle Aubri wieder das Wort, aus deren Antlitz jene Gluth flammte, welche Robertine am Vormittage ſo ſehr erſchreckt hatte; „nein, nein, Du ſollſt dort nicht unglücklich werden, nein, die gnädige Frau wird alles Mögliche für Dich thun — ich habe ihr — —“

Mademoiſelle Aubri ließ das Haupt ſinken und ihr Bewußtſeyn ſchien neuerdings gänzlich zu ſchwinden.

Das Kind rannte fort, um Magdalena herbeizuholen. Beide aber wandten vergebens die Mittel an, die ſich in ihren Händen befanden, um die Kranke wieder zum Leben zu erwecken, welche in ihrem Zuſtande blieb, bis Morin und der Arzt anlangten.

Nachdem der Letztere Magdalena befragt und den Puls der Kranken befühlt hatte, ſchüttelte er unzufrieden den Kopf: „Es ſteht ſehr ſchlimm um ſie,“ bemerkte er zu Morin gewandt, „und wenn die ſpaniſchen Fliegen und die Blutegel, die ich verordnen werde, keine Beſſerung herbeiführen ſollten, gebe ich ſie auf. Ich bitte um Feder und Papier.“

Robertine, welche ſich bei dem Anblicke Morins in einen Winkel zurückgezogen, hatte dennoch die letzten Worte des Arztes vernommen und beeilte ſich, auf einen am Fenſter ſtehenden Tiſch die nöthigen Schreibmaterialien hinzulegen. Der Arzt ſetzte ſich, jedoch nicht ohne einen freundlichen Blick auf das liebliche Kind zu richten, welches ihn bedient hatte.

Von dieſem Blick ermuthiget, näherte ſich

Robertine mit gefalteten Händen und fragte mit bebenden Lippen: „Sagen Sie mir, lieber Herr, wird sie sterben?“

„Wenigstens heute noch nicht, mein liebes Kind,“ antwortete der Arzt, indem er zur Feder griff. „Man muß meinen Verordnungen genaue Folge leisten.“

„Und Sie glauben, daß Sie sie heilen werden?“ fragte Robertine weiter; indem sie ihre mit Thränen erfüllten blauen Augen auf ihn richtete.

Gerührt von dem Schmerze der reizenden Robertine, drückte der Arzt bewegt die Hand der Kleinen. „Ich hoffe es, süßes Kind,“ entgegnete er, „und wünsche es von ganzem Herzen.“

Als er das Recept verschrieben, Magdalena seine Verordnungen ertheilt und noch einen Blick auf die Kranke geworfen hatte, welche selbst Morins Stimme nicht wieder zu beleben vermochte, zog sich der Arzt zurück; und da Morin ihm folgte, bemerkte er zu diesem gewandt: „Man muß das schöne kleine Mädchen nicht in diesem Zimmer lassen, die Krankheit der alten Mademoiselle Aubri könnte einen nachtheiligen Einfluß auf sie äußern.“

Morin hütete sich wohl, diese Warnung irgend Jemand zu offenbaren; er zögerte aber nicht, daraus für sich Nutzen zu ziehen; denn von jetzt an hörte er gänzlich auf, Mademoiselle Aubri zu besuchen und begnügte sich, ihretwegen täglich zwei oder drei Mal bei Magdalena nachzufragen.

Während zweier Tage und dreier Nächte nahm die Krankheit der Mademoiselle Aubri fortwährend zu, und der Arzt, welcher jetzt allein kam, bestand darauf, daß Robertine sich entfernen sollte. Die Kleine weigerte sich aber hartnäckig dagegen, sich hinweg zu begeben, was den wackeren Mann um so mehr bekümmerte, da er sich in der festen Ueberzeugung entfernte, daß die Kranke die Nacht nicht überleben werde.

Diese Nacht war finster und regnicht. Es näherte sich die Stunde, wo Robertine sich zur Ruhe legen sollte, welches sie aber abschlug, weil sie sich durchaus weigerte, in ihr Gemach zurückzukehren. Magdalena setzte sich zum Kamin und ihr Haupt sank dann und wann hinab auf ihre Brust, wie das eines Menschen, der sich des Schlafes nicht erwehren kann.

„Lege Dich auf das Canapé, Magdalena,“ ſprach Robertine, welche noch immer neben der Kranken verweilte; „ich weiß ja, was ich ihr reichen ſoll, ſobald ſie erwacht, und ſo kannſt Du einige Stunden ruhig ſchlafen.“

„Wollen Sie ſich denn nicht ſelbſt zur Ruhe legen?“ fragte Magdalena, indem ſie ſich die ſchlaftrunkenen Augen rieb.

„Ich habe weniger gewacht als Du,“ antwortete die Kleine, „ſey überzeugt, ich werde nicht einſchlafen.“

Nach dieſem kleinen Streite, welcher einige Minuten währte, gab Magdalena, deren Kräfte erſchöpft waren, und die gleich Robertine nicht wußte, daß die Gefahr ſo nahe ſey, nach, und begab ſich in das angrenzende Zimmer, wo man ſie bald laut ſchnarchen hörte.

Einige Zeit lang beſchäftigte ſich Robertine damit, die Arzeneien und Getränke für die Kranke warm zu erhalten, damit ſie ihr, der Vorſchrift des Arztes zufolge, gereicht werden könnten; dann ſetzte ſie ſich neben die Letztere, welche fortwährend in einem bewußtloſen Zuſtande dalag, ſie betrachtete mit tief

bekümmertem Herzen das bleiche Antlitz, welches schon einer Leiche anzugehören schien.

„Wenn Sie nicht mehr da seyn wird," jammerte die Kleine, „was wird dann aus mir werden? Alle Anderen werden sich von mir wenden, mich vielleicht fortjagen! während sie allein Mitleid mit mir hatte."

Robertine erfaßte bei diesen Worten die Hand der Mademoiselle Aubri, so als wolle sie sich an den einzigen Anker anklammern, der ihr noch übrig geblieben war, gleich als wolle sie in diesem Leben das einzige Wesen zurückhalten, welches sie noch zu beschützen vermochte. Die Erinnerung an Morin, an ihre Tante, erfüllte sie mit einem Schrecken, der lange Zeit den Schlummer von ihren Augen fern hielt; endlich aber trug die Natur den Sieg davon, ihre thränenfeuchten Augenlieder schlossen sich, ihr schöner kleiner Kopf sank auf das Kissen des Bettes und die Kleine schlief fest ein.

Es war noch lange nicht Tag, als Mademoiselle Aubri aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, die ohne Zweifel für sie ein Zustand wohlthätiger Ruhe gewesen war; denn sie hatte jetzt Kraft genug,

ihren Kopf aufzurichten. Ihre Blicke durchschweiften das Gemach und blieben auf der Kleinen ruhen, welche noch immer schlummerte und ihre Hand gefaßt hielt.

Von Allem, was sich die Kranke aus ihrer Agonie erinnern konnte, war nur dasjenige ihrem Gedächtnisse bekannt geblieben, was Robertine anbetraf. Sie richtete also auf das Kind einen zärtlichen, dankerfüllten Blick und nach und nach ordneten sich ihre Gedanken. „Armer kleiner Engel," sprach sie mit leiser Stimme, „Du also bist es, die die Sterbende pflegt. Du, Du!" und sie schlug ihr fast erloschenes Auge zum Himmel empor.

Gott allein, der die Reue in dem Herzen des Sünders erschauet, Gott allein weiß, was in diesem Augenblicke in der Seele der Mademoiselle Aubri vorging. Sie blieb einige Augenblicke lang in Gedanken versunken, die ihren geschwächten Verstand durchkreuzten; dann entzog sie sanft ihre Hand der des Kindes. Sie richtete sich auf und schleppte sich langsam zu dem Kamin, in welchem Feuer brannte, nahm eine Kerze und den in einem Kästchen sorgfältig verwahrten Schlüssel, und

schlich sich mühsam, sich an den Wänden und Meublen fest haltend, die sie auf ihrem Wege traf, bis zu dem früher erwähnten Boudoir. Dort sammelte sie Kräfte, um ihre Absicht in's Werk zu richten; sie öffnete mittelst des Schlüssels das gleichfalls früher erwähnte Schubfach und zog das Testament hervor, welches sie mit auf ihr Zimmer nahm, und ohne Weiteres den Flammen übergab. An das Kamin gelehnt, sah sie, wie bis auf das kleinste Läppchen jene Intrigue verbrannte, welche in's Werk zu richten, ihr so viele Mühe verursacht hatte. Mit einem Lächeln im Antlitz schleppte sie sich alsdann ihrem Lager zu, auf welches sie sich wieder hinstreckte, ohne Robertine zu erwecken, worauf sie ihre Hände auf der Brust faltete. „Jetzt möge mir der Tod nahen," murmelte sie vor sich hin, „Gott wird mir barmherzig seyn."

XII.

Weit entfernt aber, daß der Tod dieſer Bußhandlung folgen ſollte, ging es von dieſem Augenblicke an mit der Kranken weit beſſer, und ſchon am folgenden Tage erklärte der Arzt, daß die Gefahr völlig verſchwunden ſei.

So ſüß der Gedanke auch iſt, dem Grabe entgangen zu ſein, ſo war dennoch die Freude der Mademoiſelle Aubri darüber nicht größer als die der kleinen Robertine, die nicht aufhörte, Gott zu danken und gemeinſchaftlich mit Magdalena den Himmel zu preiſen.

„Gottlob, Gottlob!“ rief ſie, indem ſie ihre kleinen Hände freudig in einander ſchlug; „der Arzt hat ſo eben erklärt, daß ſie in wenigen Tagen das Bett werde verlaſſen können.“

„Dem Himmel ſei Dank!“ fügte Magdalena hinzu, „denn müßte ich noch lange ſo eingeſchloſſen leben, wäre es mein Tod, deſſen bin ich gewiß.“

„Beruhigen Sie sich, bald werden wir wieder leben wie früher," tröstete Robertine.

„Das wird mir sehr angenehm sein," bemerkte Magdalena.

„Sie wird mir all' mein Spielzeug wiedergeben, welches sie in ihrem Schranke eingeschlossen hält." —

„Dann werden wir auch unsere Spaziergänge wieder beginnen."

„Ich werde wieder mit ihr zu Mittag speisen."

„Ich kann unterdessen wieder hinab zu der übrigen Dienerschaft gehen, wo man ißt und trinkt und guter Dinge ist."

„Ach, welch ein Glück!" jubelte Robertine.

„Ja, welch ein Glück!" wiederholte Magdalena.

Mademoiselle Aubri hatte natürlich Morins Ausbleiben, bemerkt und da sie ihn nun während zweier Tage nicht erscheinen sah, fragte sie Magdalena, ob er vielleicht selbst krank sey.

„Keineswegs," versetzte die Magd, „Herr Morin befindet sich ganz vortrefflich; er ist noch diesen Abend hier gewesen, um sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, aber er betritt Ihr Zimmer nicht, wegen der dort herrschenden bösen Luft."

„Hat er Dir das ſelbſt geſagt?“ fragte die Geneſende, aus deren Zügen zugleich Unwille und Verachtung ſprachen.

„Mir ſelbſt hat er das nicht geſagt,“ erwiderte Magdalena, „aber dem Joſeph, der täglich ſein Zimmer ſäubert und auch uns das Mittagseſſen bringt, hat er es aufs Strengſte anempfohlen, ja niemals Ihr Zimmer zu betreten, weil er ihm ſonſt leicht Ihre anſteckende Krankheit zubringen könnte.“

„Er thut recht, daß er Sorge trägt, lange zu leben,“ bemerkte Mademoiſelle Aubri mit einer ſpöttiſchen Miene; denn ſie hatte zu nahe den Tod geſchauet, als daß nicht ihre lächerliche Leidenſchaft viel von ihrer Gewalt hätte verlieren müſſen.

Schon mehr als ein Mal, und beſonders ſeit Saverny's letztem Beſuch in Vannoiſe, hatte ſie zu bemerken geglaubt, daß Morin ſich Gewalt anthue, um einige Stunden bei ihr zuzubringen. Seine fortwährende Zerſtreuung, ſein unabläſſiges Gähnen, ſeine Eile, ſich wieder zu entfernen, ſobald das Piquetſpiel beendigt war, hatten oftmals ſchon bei Mademoiſelle Aubri, rückſichtlich ſeiner Liebe und Freundſchaft, große Zweifel erregt; und dieſer letzte

Zug reichte vollkommen hin, den Schleier zu lüften, der bisher rücksichtlich seiner ihr Auge verhüllt hatte. —

Der Kummer, den ihr diese Entdeckung verursachte, war von furchtbarer Art; jetzt aber ward ihr auch der unwürdige Beweggrund klar, um dessentwillen Morin ihre Liebe gesucht hatte. Zum ersten Male, seit funfzehn Jahren, prüfte sie mit betrübtem Herzen das Betragen Morin's gegen sie: sie gedachte ihres gegenseitigen Versprechens, sich zu heirathen, sobald ihr gemeinschaftliches Interesse es gestatten würde, ein Versprechen, dessen Erfüllung er immer wieder und wieder hinaus geschoben hatte; sie gedachte der steten Abwechselung von Kälte und Liebe, welche sie bei ihm bemerkt hatte, je nachdem sie ihm mehr oder weniger nützlich war, und der Gleichgültigkeit, die er gegen Alles zeigte, was ihn nicht persönlich betraf; dies Alles reichte hin, ihr die Falschheit und Selbstsucht desjenigen vor Augen zu stellen, den sie so sehr geliebt hatte; mit einem Worte, der Schleier ihrer Verblendung war gefallen.

In Folge der Revolution der Gefühle, die in

Mademoiselle Aubri vorgegangen waren, veränderte sich ihr Betragen gegen Robertine gänzlich; es war nicht bloß Sanftmuth, sondern eine Art von Zärtlichkeit, mit der sie zu dem lieblichen Kinde redete, welches ihr eine so rührende Liebe bewiesen hatte. Einmal sogar, als die Kleine ihr zu trinken gab, neigte sie sich zu ihr hin und küßte sie auf die Stirn, zur großen Freude Robertine's, der seit langer Zeit jede Liebkosung fremd geworden war.

Kaum war indeß Morin von der Wiederherstellung der Mademoiselle Aubri benachrichtigt worden, auf die er, die Wahrheit zu sagen, nicht mehr gezählt hatte, als er sich auch sofort wieder bei ihr einfand und scheinbar die größte Freude über ihre Genesung äußerte. Aber der Augenblick war vorüber, wo seine Worte und Schmeicheleien ein Herz täuschen konnten, das ihm ganz und gar angehörte, und sein Scharfsinn gewahrte an Mademoiselle Aubri gleich eine Kälte, die ihn vielleicht beunruhigt haben würde, hätte er sie nicht der Schwäche einer Genesenden zugeschrieben.

An dem Tage, an welchem Mademoiselle Aubri sich wieder zu Tische setzen und ein wenig Geflügel

genießen konnte, erſchien Robertine mit einem vor Freude glühenden Geſicht und nahm ihren gewöhnlichen Platz ein. „Endlich, endlich!“ jubelte ſie. „Habe ich doch Gott täglich darum gebeten! Jetzt ſpeiſe ich wieder mit Ihnen!“

„Du liebſt mich alſo wirklich?“ fragte die Geneſende mit bewegter Stimme.

„Freilich, freilich liebe ich Sie, beſonders ſeit dem Tage, an welchem Sie mich geküßt haben.“

Mademoiſelle Aubri drückte die Hand, welche das Kind ihr hinreichte, ſelbſt erſtaunt über das Gefühl, das ſie in ihrer Bruſt für die Kleine hegte, deren Verderben ſie früher beſchloſſen hatte; dann entgegnete ſie mit einem ſanften Lächeln: „Ich werde Dich jetzt öfterer küſſen und ſtets Deine liebe Freundin ſeyn.“

Von dieſem Tage an ſchloß ſich Mademoiſelle Aubri, in deren Herzen eine mächtige Leidenſchaft vielleicht durch ein gleich ſtarkes Gefühl erſetzt werden mußte, ſo zärtlich an Robertine an, daß ſie nicht ohne Schmerz an den Augenblick denken konnte, in welchem ſie von der Kleinen getrennt werden ſollte. Das Kind kam nicht anders aus

ihrem Zimmer, als wenn Morin bei ihr erſchien, deſſen Nähe ihr immer mehr und mehr zuwider ward, ſo daß ſie oft Schwäche vorſchützte, um die Partie Piquet zu vermeiden.

So wie Mademoiſelle Aubri ſich wieder aufrecht zu halten vermochte, trat ſie ihren Dienſt bei ihrer Gebieterin wieder an, welche ſie mit einem Vergnügen empfing, das die Kammerfrau wahrhaft rührte. Die Marquiſe, welche jetzt ſchwächer und niedergeſchlagener ſchien, als je zuvor, ſprach zwar nur in einigen Worten, aber öfterer, von der unangenehmen Nothwendigkeit, daß ſie ſich von einer Anderen hatte bedienen laſſen müſſen.

„Pflege Dich,“ ſprach ſie, „pflege Dich recht ſorgſam, damit Du mir noch einige Zeit dienen kannſt.“

Mademoiſelle Aubri erzählte der kleinen Robertine mit einigem Stolze Alles, was ſich zwiſchen der Marquiſe und ihr zugetragen hatte, wobei ſie ſich rückſichtlich der Güte der gnädigen Frau in die größten Lobpreiſungen ergoß.

„Sie iſt alſo gut geworden?“ fragte Robertine naiv. —

„Habe ich Dir jemals gesagt, daß sie böse sey?“ bemerkte die Kammerfrau erröthend.

„Nein, das gerade nicht,“ — versetzte die Kleine verlegen, „aber dennoch habe ich große Furcht vor ihr.“

„Da hast Du wirklich Unrecht, Robertine, Du mußt Dich nicht vor Deiner Tante fürchten; denn wenn Du so glücklich wärst, daß sie Dich lieb gewänne, würde Dir bald ein besseres Schicksal zu Theil werden.“

„Wie kann sie mich lieb gewinnen, da sie mich niemals gesehen hat?“ fragte die Kleine.

„Ja, ja,“ versetzte Mademoiselle Aubri zerstreut, „so stand es früher; aber jetzt — jetzt könnte es sich ereignen — wenn der Zufall —“

Die Kammerfrau hielt inne und versank in tiefe Träumereien, welche Robertine nicht zu stören wagte, obgleich sie die größte Lust hatte, den eigentlichen Sinn dieser hingeworfenen Phrasen kennen zu lernen.

Es war jetzt das erste Mal, daß Mademoiselle Aubri der Gedanke erfaßte, alles Unheil, welches sie angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Das

war schwer, sehr schwer; aber sey es nun, daß ihre lange Verbindung mit Morin ihr ein wenig Schlauheit und einen kleinen Hang zur Intrigue mitgetheilt hatte; sey es, daß ein redliches Gefühl ihr allein diesen Wunsch eingab: genug sie hätte jetzt Vieles darum geben, hätte sie Robertine auf den Platz stellen können, den die Tochter George von Saverny's auf dem Schlosse ihrer Tante einzunehmen berechtigt war. Um mit ruhigem Geiste die Projekte zu überlegen, die ihr Gehirn durchkreuzten, schickte sie das Kind zu Magdalena und blieb in Gedanken versunken bis zu der Stunde, in welcher Morin sie besuchte.

Da es von der größten Wichtigkeit war, daß der Letztere auch nicht den kleinsten Verdacht schöpfte, auch nicht die geringste Unruhe faßte, empfing sie ihn freundlicher, als an den vergangenen Tagen, und in dem Gespräch, welches sie während der Viertelstunde hielten, die er bei ihr zubrachte, fand sie Gelegenheit zu fragen, ob Nachrichten von Saverny eingegangen wären.

„Nein," antwortete Morin, „er ist aber schon seit drei Wochen nach Paris zurückgekehrt und ich

glaube, er wird recht bald erſcheinen, um unſre Novize abzuholen.“

Bei dieſen Worten rieb ſich Morin freudig die Hände, und Mademoiſelle Aubri ſprach zu ſich ſelbſt: „Es bleibt mir alſo nur wenig Zeit übrig, ich muß ſie benutzen.“

In den Geſprächen, welche die Kammerfrau mit ihrer Gebieterin führte, hatte die Erſtere ſich überzeugt, daß man die Marquiſe nicht von der Bedeutſamkeit ihrer Krankheit unterrichtet hatte, um den Geiſt der ſchwachen Frau nicht noch mehr aufzuregen. Jetzt aber, wo keine Gefahr mehr vorhanden war, beeilte ſie ſich, die Marquiſe zu benachrichtigen, daß ſie keineswegs erkältet, ſondern lebensgefährlich krank geweſen ſey.

„Und weshalb hat man mir das verſchwiegen?“ fragte die Marquiſe in einem theilnehmenden Tone. „Ich würde Dich beſucht haben, Aubri; aber ich hoffe doch wenigſtens, daß es Dir an keiner Pflege gefehlt hat?“

„Gewiß nicht, Frau Marquiſe,“ verſetzte die Kammerfrau, „Magdalena, die Schweſter des Gärtners,

war ſtets bei mir, und jenes Kind, welches die gnädige Frau — —“

Sie hielt mit ihrer Rede inne, ſo als wage ſie nicht, mehr zu ſagen.

Die Marquiſe richtete auf ſie einen ſtaunenden Blick, der jedoch weniger ſtrenge war, als man hätte befürchten können, und ſchwieg.

„Ja, ja,“ nahm Mademoiſelle Aubri wieder das Wort, „ich muß ſagen, ſie haben mich Beide gepflegt, ſo als ob ich ihre Mutter geweſen wäre.“

Dieſer zweite Angriff blieb indeß eben ſo fruchtlos wie der erſte; die Marquiſe beharrte in ihrem Schweigen und begann bald darauf von anderen Dingen zu reden.

Obgleich Mademoiſelle Aubri keine Urſache hatte, mit ihren bisherigen Verſuchen zufrieden zu ſeyn, ſo war ſie doch weit davon entfernt, ſich entmuthigen zu laſſen; denn Niemand wußte ſo ſehr wie ſie, wie der Geiſt ihrer unglücklichen Herrin dem Eindruck des Augenblicks unterworfen war. Sie wußte überdies, daß äußere Vorzüge bei Frau von Saverny ſtets Theilnahme gefunden hatten, und Robertine war ſo hübſch! Sie beſchloß daher,

einen entscheidenden Schlag zu wagen, bevor die Ankunft Charles von Saverny, der jeden Augenblick erwartet wurde, alle ihre Pläne über den Haufen würfe. —

Am folgenden Tage übernahm sie es demgemäß selbst, Robertine anzukleiden. Sie legte ihr ein weißes Mousseline-Kleid an, das ihren blendend weißen Nacken und ihre schön geformten Arme entblößt ließ. Sie ordnete ihr das reizende, blonde Haar, das schon wieder zu wachsen begann und dessen Locken das lieblichste Kindesgesicht umwallten, das man je schauen konnte. Robertine war in diesem Anzuge so schön, daß die Kammerfrau von ihrer Erscheinung Alles hoffte.

In der Stunde, in welcher die Marquise zurückkehren mußte, um sich zu Tische zu setzen, nahm Mademoiselle Aubri das Kind bei der Hand und gebot demselben, ihr in Allem die pünktlichste Folge zu leisten; sie führte sie darauf durch mehrere Gemächer, welche die Kleine noch nie betreten hatte, auf den Hausflur.

„Ach, die schönen Blumen! die schönen Blumen!“ jubelte Robertine, als sie den reizenden Garten

gewahrte, welcher ſich dort vor dem Schloſſe ausdehnte. —

„Du darfſt davon pflücken, hole mir ein Bouquet;“ ſprach Mademoiſelle Aubri, welche gewahrte, daß ihre Gebieterin ſich mit langſamen Schritten näherte.

Robertine eilte den Beeten zu; kaum aber war ſie bei denſelben angelangt, als Mademoiſelle Aubri hinter ihr her rannte und mit lauter Stimme rief: „Robertine, Robertine! hieher, hieher!“

Bei dieſem Ruf hemmte die Marquiſe plötzlich ihre Schritte, von einer lebhaften Gemüthsbewegung ergriffen, als ſie gewahrte, wie Mademoiſelle Aubri den Arm der Kleinen erfaßte, um ſie ſchnell in's Haus zurückzuführen; die Marquiſe rief dieſelbe und gab ihr durch einen Wink zu verſtehen, daß ſie warten möge.

„Jetzt fürchte Dich nicht,“ flüſterte Mademoiſelle Aubri Robertine'n zu, „jetzt fürchte Dich nicht, und wenn ſie Dich frägt, ſo antworte recht freundlich und artig.“

So ſehr aber auch das arme Kind bereit war, ſich pünktlich nach dem Willen ihrer alten Freundin

zu richten, verursachte ihr dennoch der plötzliche Anblick der schwarz gekleideten, bleichen, finsteren Frau einen solchen Schreck, daß sie sich bleich wie der Tod und an allen Gliedern zitternd an Mademoiselle Aubri anklammerte.

Die Marquise warf auf ihre Kammerfrau einen Blick, der deutlich fragte: „Das ist sie, nicht wahr?“ und auf ein bejahendes Zeichen ihrer Dienerin, neigte sie sich hinab zu der Waise, die in ihrem Hause eine Zuflucht gefunden hatte, und sprach in einem ungemein sanften Tone: „Du nennst Dich Robertine?“

Um sie zu ermuthigen, drückte Mademoiselle Aubri sanft die Hand der Kleinen, welche erwiderte: „Ja, gnädige Frau.“

„Hast Du keinen anderen Namen?“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich nenne mich Robertine von Saverny,“ antwortete die Kleine, ohne daß sie es wagte, die Augen aufzuschlagen.

„Es scheint, als fürchtest Du Dich vor mir?“ fuhr die Marquise gütig fort.

Ein neuer Händedruck von Seiten der Mademoiselle Aubri erfolgte.

„O nein, nein, gnädige Frau, Sie sprechen ja so freundlich zu mir.“

Robertine's Züge hatten durch ihr einsames, zurückgezogenes Leben einen Ausdruck von Schwermuth erhalten, der gewissermaßen mit dem Gemüthszustande der Frau von Saverny im Einklange stand. Das Lächeln, mit welchem die Kleine ihre Worte begleitete, hatte einen so melancholischen Ausdruck, daß die Marquise sich an Mademoiselle Aubri wadte und fragte: „Ob man für die Kleine während ihres Aufenthalts in Vannoise auch recht gut Sorge getragen habe?“

„Ganz gewiß,“ versetzte die Kammerfrau, „aber die gnädige Frau werden begreifen, daß ein Kind, welches den ganzen lieben langen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen bleiben muß, sich eben nicht unterhalten kann.“

„Wie, führt man sie nicht spazieren?“ fragte die Marquise in einem unzufriedenen Tone.

„Magdalena führt sie allerdings in's Freie, einige Augenblicke nach der andern Seite des Schlosses, während die Frau Marquise frühstücken.

Ich hatte strenge verboten, sie jemals hierher zu bringen; in Zukunft aber — —"

„Sie soll überall im Park umherlaufen und sich belustigen, wo sie will," unterbrach sie die Marquise.

Diese Worte verursachten Robertine'n ein solches Vergnügen, daß sie die Hand der Marquise zu erfassen wagte, und einen Kuß darauf drückte.

Mademoiselle Aubri war vor Freude fast außer sich; die Marquise zog sanft ihre Hand zurück und begab sich in das Schloß, ohne weiter ein Wort zu reden.

„Habe ich sie erzürnt?" fragte Robertine, unruhig zu ihrer alten Freundin gewandt.

„Nein, nein, liebes Kind," antwortete Mademoiselle Aubri. „Aber sage es Niemand, selbst Magdalena nicht, daß Du mit ihr gesprochen hast; Du wirst sie bald wiedersehen."

XIII.

Mademoiſelle Aubri hatte den Erfolg der Zuſammenkunft zwiſchen Robertine'n und der Marquiſe richtig vorausgeſehen: denn dieſe trat in ihr Gemach, das Gehirn von zahlloſen Gedanken erfüllt, welche ſie ſeit langer Zeit von ſich fern gehalten hatte.

Der Name Robertine war ſo ungewöhnlich, daß George von Saverny denſelben ſeinem einzigen Kinde nur beigelegt hatte, um das Andenken jenes Oheims zu ehren, welcher Vaterſtelle bei ihm vertreten hatte. Wie aber war dieſe zarte Erinnerung mit dem völligen Vergeſſen einer Tante in Verbindung zu bringen, die ihn während ſo langer Zeit wie ihren eigenen Sohn behandelte? Die Marquiſe hatte ſich in den glücklichen Tagen ihres Lebens oft die Vorliebe zum Vorwurf gemacht, die ſie für ihren jüngſten Neffen hegte. Da ſie nicht wiſſen konnte, was ſich in den erſten Monaten ihres

Witwenstandes zutrug, weil die Vernunft damals von ihr gewichen war, so erfuhr sie von dem Betragen George von Saverny's in jener Epoche nur das, was Morin und Mademoiselle Aubri ihr mitzutheilen für gut fanden, und da wird man leicht begreifen, daß sie große Ursache zu haben glaubte, sich über ihren Neffen zu beklagen. Hatte George auch nur ein einziges Mal an sie geschrieben, hatte er auch nur einen einzigen Schritt gethan, um seine Dankbarkeit und seine Liebe für seine zweite Mutter an den Tag zu legen? Derjenige, den sie erzogen hatte, und den sie außer ihrem Robert über Alles liebte, war er erschienen, sie zu trösten, als der furchtbare Schlag sie getroffen? Und seitdem seine unwürdige Verbindung sie gezwungen, dem Schändlichen ihre Thür zu verschließen, hatte er jemals versucht, sie freundlicher zu stimmen und ihre Verzeihung zu erlangen?

Dies Alles wiederholte sich die Marquise jetzt; trotz ihres Unwillens sagte sie sich aber auch, daß der unglückliche junge Mann todt sey. Und in der unwillkürlichen Bekümmerniß, welche ihr dieser Gedanke verursachte, gedachte sie jener Zeit, wo

George ihr ſo viele Achtung, ſo zarte Aufmerkſamkeiten bewies; kurz, jener Zeit, wo George ihr Lieblingskind war. Dieſe Erinnerung trug nach und nach den Sieg über alle anderen davon.

Glücklicher Weiſe waren überdies Robertine's Züge denen der Saverny's vollkommen ähnlich, und obgleich ſie blond war, ward die Marquiſe dennoch durch ihren Blick und durch ihr Lächeln an das ihres verewigten Gatten erinnert, der ein ungemein ſchöner Mann geweſen war.

Die Folge davon war, daß die Marquiſe, als ſie allein, nach eingenommenem Mittagsmahle, in der mit Familienbildern geſchmückten Gallerie auf und ab ging, das Verlangen fühlte, das ſchöne jugendliche Geſicht des Kindes mit den Bildniſſen zu vergleichen, weshalb ſie Mademoiſelle Aubri klingelte.

„Führe die kleine Robertine hieher," gebot ſie.

Man kann ſich leicht denken, daß Mademoiſelle Aubri ſich dieſen Befehl nicht zwei Mal geben ließ. Freudig eilte ſie in ihr Zimmer, wo die Kleine noch an dem Tiſche ſaß, den ſie ſo eben verlaſſen hatte: „Du wirſt ſpäter Dein Mittags-

mahl beenden," sprach sie mit vor Freude strahlenden Blicken, „die gnädige Frau verlangt nach Dir. Suche ihr zu gefallen, Dich bei ihr beliebt zu machen. Dein Glück hängt davon ab, liebes Kind! Sey daher recht sanft, recht liebenswürdig, recht ehrerbietig; denn sie ist die Tante Deines Vaters, verstehst Du mich? Sie ist Deine Großtante; dennoch aber darfst Du sie nur gnädige Frau nennen, und ganz besonders mußt Du nicht eher zu ihr reden, als bis sie das Wort an Dich richtet."

So sprechend zog Mademoiselle Aubri Robertine mit sich fort, welche sich beunruhigt fühlte, wieder vor der schwarzen Dame erscheinen zu sollen; so traten Beide in die Gallerie.

„Du kannst die Kleine hier lassen," sprach die Marquise, „ich werde klingeln, wenn Du sie wieder abholen sollst."

Mademoiselle Aubri zog sich zurück.

Robertine stand da mit niedergesenkten Augen, ziemlich weit entfernt von dem Sessel, in welchem die Marquise Platz genommen hatte. Nachdem sie die Aufforderung erhalten hatte, sich zu nähern,

trat ſie mit langſamen Schritten heran, ohne jedoch ihren Blick von dem Boden aufzurichten.

„Hat Dein Vater zuweilen mit Dir von mir geſprochen?“ fragte die Marquiſe; „hat er Dir geſagt, daß er eine Tante habe?“

„Nein, gnädige Frau,“ antwortete Robertine.

„Er hat Dich alſo Niemand kennen gelehrt, als die Verwandten Deiner Mutter?“ fuhr die Marquiſe mit einem verächtlichen Lächeln fort.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, Papa hatte auch einen Onkel.“

„Wie nannte er ſich?“

„Robert von Saverny.“

Die Marquiſe ſeufzte tief auf, dann fragte ſie mit zitternder Stimme: „ſprach er mit Dir von dieſem?“ —

„Ach oft, recht oft!“

„Und was ſagte er Dir von ihm?“

„Daß er ihn ungemein liebte, daß er ihn liebte wie einen Vater.“

„Robert von Saverny lebte damals aber nicht mehr,“ bemerkte die Marquiſe ſchmerzerfüllt.

„Ich glaube wohl, daß er todt iſt,“ antwor-

tete Robertine; „denn jedes Mal, wenn Papa von ihm sprach, ward er traurig. Ja, eines Tages, als er Herrn Dübriel eine Geschichte erzählte, worin die Rede von seinem Onkel und Vannoise war, sah ich deutlich, daß er weinte.“

„So blicke doch auf, Robertine,“ sagte die Marquise in einem liebevollen Tone; „fürchte Dich nicht vor mir.“

Robertine gehorchte; als ihr Blick auf die bleiche, interessante Gestalt der Marquise fiel, wandte sie unwillkürlich das Auge ab und richtete es auf die Gemälde, welche die Wände schmückten.

„Du betrachtest das Bild dort?“ fragte die Marquise, welche den Blicken des Kindes gefolgt war; „das ist das Bild des Großvaters Deines Vaters.“ —

„Der ist es nicht, den ich betrachte,“ versetzte Robertine, „ich sah nach jenem Herrn, der eine Uniform und ein rothes Band im Knopfloch trägt. Ich kenne ihn recht gut, das ist Robert von Saverny.“

„Wie,“ fragte die Marquise erstaunt, „hast Du dieses Portrait schon gesehen?“

„Nicht jenes große Bild dort," antwortete Robertine; „aber ein kleines, ein ganz kleines, welches sich auf Papas Portefeuille befindet; es ist dasselbe, es sind dieselben Züge."

Die Marquise erinnerte sich jetzt, daß George in dem Alter von funfzehn oder sechszehn Jahren, das Portrait seines Onkels en miniature copiren ließ, um es auf seinem Portefeuille stets zur Hand zu haben, und sie konnte die Kunde, daß er dasselbe aufbewahrt hatte, nicht vernehmen, ohne eine unwillkürliche Rührung zu empfinden, ohne die Versuchung zu fühlen, dem Neffen ihres Robert das Unrecht zu verzeihen, welches er ihr zugefügt.

„Dein Vater hat Dir also zuweilen dieses Portrait gezeigt?" fuhr sie zu der Kleinen gewandt fort. —

„Ach oft, gar oft, und er ließ es mich küssen, wenn ich sehr artig gewesen war," antwortete Robertine.

In Erinnerung dessen, was ihr Vater ihr einst gestattete, legte Robertine die kleinen Finger auf ihre Lippen und sandte ihrem Großonkel einen Kuß. —

Die Augen der Marquiſe füllten ſich mit Thränen. Sie vergaß die Düpuis, ſie ſah nichts als das Kind ihres Neffen George, welches fortfuhr: „Aber es iſt hier, das kleine Bild.“

„Wie, es iſt hier?“

„Ja, gnädige Frau, es befindet ſich in dem Käſtchen, welches Herr Dübriel mit nach Vannoiſe brachte.“ —

„Und weshalb hat Dein Vater es nicht mit ſich genommen?“

„Ach, das war recht traurig! Ich habe es niemals vergeſſen; ich denke alle Tage daran. Madame Dübriel weinte und ich weinte auch, denn Papa ſchickte ſich an, abzureiſen. Er legte die Papiere in das Käſtchen, dann zog er ſein Portefeuille heraus und legte es zu den Papieren, indem er ſprach: „Es kann ſeyn, daß ich weder Euch noch Frankreich jemals wieder ſehe; ich übergebe daher hiemit Robertine'n mein einziges Gut, das Bild meines Oheims, damit ſie es auf immer bewahre: ſein Beſitz wird ihr Glück bringen.“

„Er hat die Wahrheit geſprochen, ganz wahr!“ rief die Marquiſe aus, indem ſie das Kind in ihre

Arme schloß. „Da Du Robert liebst, so ist Alles vergessen, so ist Alles verziehen! Komm mit mir, Robertine,“ fuhr sie fort, indem sie sich von ihrem Sitze erhob.

Die Kräfte der unglücklichen Frau aber konnten mit ihrer Aufregung nicht gleichen Schritt halten; sie sank schwach und bleich wie eine Leiche in ihren Sessel zurück.

„Einen Augenblick nur,“ sprach sie, „ich muß mich ein wenig erholen; ich bin recht schwach, Robertine, recht krank.“

„Soll ich Sie unterstützen?“ fragte Robertine, bei der jede Furcht vor ihrer Tante verschwunden war; „obgleich ich nicht groß bin, bin ich doch stärker als Sie vielleicht glauben.“

Und so sprechend bot die Kleine ihr ihren Arm dar. —

Mittelst dieser schwachen Stütze schwankte die Marquise auf ihr Zimmer. Sie öffnete das Kästchen und fand unter den Papieren, die sie bunt durcheinander warf, das Portefeuille.

„Das ist er!“ rief sie, indem sie ihre großen Augen auf das Papier richtete, „ja, ja, das ist

er! Aber, er ist es nicht mehr selbst, es ist nur sein Bildniß, er ist todt! todt!“

Bei diesen Worten brach die unglückliche Frau in Thränen aus.

Robertine stand hinter ihr und wagte kaum zu athmen; endlich gewahrte die Marquise von Saverny, daß die Kleine noch gegenwärtig sey und gebot, Mademoiselle Aubri zu klingeln.

Die Kammerfrau eilte sofort herbei.

„Kehre auf Dein Zimmer zurück, Kleine,“ sprach die Marquise mit zitternder Stimme. „Ich werde Dich bald wiedersehen; jetzt aber fühle ich mich unwohl, sehr unwohl, ich möchte, daß die Aubri zurückkehre, sobald sie Dich auf Dein Gemach geführt.“

Die Kammerfrau beeilte sich, das Kind Magdalene'n zu übergeben und kehrte alsdann zu ihrer Gebieterin zurück, deren Erschöpfung so groß war, daß sie sich genöthigt sah, sich zu Bette zu legen, wobei sie indeß nicht gestattete, daß Mademoiselle Aubri die Nacht, oder selbst auch nur den Abend bei ihr zubrachte.

Dasjenige, was Robertine Mademoiselle Aubri

von der Zuſammenkunft mit ihrer Tante erzählte, verurſachte der Letzteren die größte Freude, welche ihren kleinen Schützling ſchon in alle Rechte wieder eingeſetzt ſah, auf die ihm die Geburt ſo gerechte Anſprüche gab. Nichtsdeſtoweniger aber fühlte ſie, ſo glücklich es ſie auch machte, das Loos der Kleinen verändert zu haben, die Nothwendigkeit, vor Morin um jeden Preis verborgen zu halten, daß dieſe Veränderung ihr Werk geweſen ſey; denn von allen Gefühlen, welche Morin ihr ſeit Jahren eingeflößt hatte, war nur noch die Furcht vor ſeinem Zorne zurückgeblieben, was ſich aus ihrer langen Gewohnheit, ſtets ſclaviſch ſeinem Willen zu gehorchen, und aus der Schwäche ihres Charakters leicht erklären läßt. Sie beſchloß daher, ohne Verzug den Plan auszuführen, den ſie am vergangenen Abend gefaßt hatte und der ſie vor jeder Gefahr ſchützen ſollte.

Sie erwartete an demſelben Abend den Kammerdiener mit der größten Ungeduld. „Wohlan, Morin,“ ſprach ſie, als er eintrat, indem ſie ſich ſtellte, als beunruhige ſie die Begebenheit, die ſie

ihm mittheilen wollte, „seit vorgestern Abend hat sich viel Beunruhigendes zugetragen!“

„Und was wäre das?“

„Die gnädige Frau hat Robertine gesehen.“

„O Himmel!“ rief Morin, ohne den Schrecken zu verbergen, den ihm diese Kunde verursachte; „und wie hat sich das ereignet?“

„Sie stimmten dafür, daß die Kleine im Freien umherstreife,“ antwortete Mademoiselle Aubri; „Sie wollten die Aufsicht über sie keiner Anderen anvertrauen, als Magdalena, welche — —“

„Nun, und, und?“ unterbrach sie Morin mit vieler Ungeduld.

„Nun, sie ist zum zweiten Male entschlüpft, und die gnädige Frau ist ihr, als sie von ihrem Spaziergange zurückkehrte, in dem Garten begegnet.“

„Hat sie mit ihr gesprochen?“

„Allerdings, ich eilte der Kleinen nach, und wollte sie zurückführen, die gnädige Frau aber gestattete es nicht. Sie gab mir ein Zeichen, in der Ferne zu warten, und ich war genöthigt, ihr zu gehorchen.“

„Und was haben sie miteinander gesprochen?“

„Ach, nicht viel! Die gnädige Frau hat die Kleine nach ihrem Namen gefragt.“

„Und welchen Eindruck hat die Nennung des verwünſchten Namens Robertine auf ſie hervor gebracht?“ unterbrach Morin ſie neuerdings.

„Welchen Eindruck kann dieſelbe hervorbringen?“ fragte Mademoiſelle Aubri mit dem natürlichſten Weſen von der Welt.

„Fahren Sie fort,“ verſetzte Morin, der ſich damit begnügte, über ihre ſcheinbare Einfalt die Achſeln zu zucken.

„Die gnädige Frau gebot mir, die Kleine ſpazieren zu führen, dann begab ſie ſich auf ihr Zimmer, ohne ſich viel nach ihrer Nichte umzuſchauen.

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm,“ fiel Morin höchſt beſtürzt ein; „da die Marquiſe nicht auf Sie zürnte, weil Sie nicht verhinderten, daß das Kind ihr in den Weg trat, ſo hat ſie ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht, es zu ſehen, ja es vielleicht öfterer wieder zu ſehen, und der Himmel weiß, wie weit das führen kann. Sie hatten mir ſo feſt verſprochen, über ſie zu wachen! Ich kann mich alſo ganz und gar nicht auf Sie verlaſſen.“

„Seyn Sie überzeugt, von jetzt an soll Sie die Schwelle ihres Zimmers nicht mehr überschreiten.“

„Jetzt, wo es zu spät ist! wo die Marquise Ihnen von einem Augenblicke zum andern den Befehl ertheilen kann, die Kleine zu ihr zu führen.“

„Ach, sie ist diesen Abend viel zu krank dazu, die arme, gnädige Frau! Ich fürchte, sie wird in mehreren Tagen ihr Bett nicht verlassen können, und Herr von Saverny wird hoffentlich bald hier eintreffen.“

„Das ist meine einzige Hoffnung,“ bemerkte Morin, indem er sich ein wenig besänftigte, denn er bedurfte ihrer bis zu der Rückkehr Charles von Saverny allzusehr, als daß er sie hätte brüskiren sollen. „Ich hoffe, er wird unverzüglich ankangen. Aber um des Himmelswillen verdoppeln Sie Ihre Vorsicht und Ihre Behutsamkeit. Bringen Sie vor, was Sie können, um zu verhindern, daß die Marquise für den kleinen Unhold auch nur das mindeste Interesse fasse. Sorgen Sie, daß sie ihr niemals wieder vor Augen kommt! sonst hängt unsre ganze Zukunft von einer einzigen Laune ab; fügt es das

Unglück, daß sie sie als ihre Nichte anerkennt, so wird sie auch das Testament vernichten.“

„O, das Testament!“ rief Mademoiselle Aubri im Tone der größten Sicherheit.

„Das Testament! das Testament!“ wiederholte Morin mit einem Zorne, den er nicht völlig bemeistern konnte. „So sicher sind Sie stets Ihrer Sache! Auf diese Weise verliert man Alles. Ich bin weniger vertrauensvoll als Sie, und nach dem, was Sie mir erzählt haben, stehe ich auch nicht für das Testament.“

Unter allen anderen Umständen hätte Mademoiselle Aubri über die Errathungskunst ihres vormaligen Geliebten gelacht; aber die Furcht, er möchte Lust bezeigen, sich zu vergewissern, ob das Testament sich noch an seinem alten Platze befinde, was er bereits mehr als ein Mal gethan hatte, gestattete ihr in diesem Augenblick, sich einer heiteren Stimmung hinzugeben. Sie beeilte sich daher, das Gespräch wieder auf das Betragen zu lenken, welches sie bei ihrer Gebieterin beobachten solle. Sie stellte sich, als wünsche sie in dieser Rücksicht Morin's Rathschläge zu wissen, hörte ihn ruhig

an, antwortete ihm zuversichtlich, kurz, handelte so gewandt, wie sie es ihrem Zwecke nach für dienlich hielt.

Als Morin sich entfernte, war die Furcht der Kammerfrau gänzlich verschwunden; von jetzt an ging Alles von ihrer Gebieterin aus, und derjenige, dessen Zorn sie fürchtete, mußte thun, was die Marquise befehlen würde. Und wirklich war auch Morin, obgleich höchst unzufrieden, weit entfernt, Mademoiselle Aubri irgend ein anderes Unrecht zur Last zu legen, als daß sie zu unvorsichtig und unbehutsam gewesen sey. Er ahnete nicht, daß diejenige, die seit funfzehn Jahren sein Joch mit der größten Willfährigkeit getragen hatte, jetzt auf einmal feindlich gegen ihn handele, und das noch obendrein in dem Augenblicke, wo ihr gemeinschaftliches Interesse auf dem Spiele stand. Bevor er den Gedanken hätte fassen können, daß irgend ein vernünftiges Wesen aus Gewissenhaftigkeit auf eine Erbschaft von dreißig tausend Francs verzichten könne, hätte sich Morin's Natur ganz verändern müssen, und diese Metamorphose sollte sich nicht bewerkstelligen.

XIV.

Jede andere Frau als die Marquise, welche so leidend gewesen wäre, als sie es schien, würde ihr Lager nicht verlassen haben. Das geringe Verlangen aber, das sie hatte, ihr Leben zu fristen, gestattete ihr schon seit acht Jahren nicht, für ihre Gesundheit Sorge zu tragen. Sie stand also zu ihrer gewöhnlichen Stunde auf, trotz Allem, was Mademoiselle Aubri ihr über die Veränderung ihrer Züge, die Blässe ihres Gesichts u. s. w. sagen konnte. Die Marquise antwortete anfangs nichts; während ihre Kammerfrau, indem sie sie ankleidete, unabläſſig in sie drang, daß sie doch wenigstens ihren Spaziergang in den Park heute verschieben möge, entgegnete sie endlich mit einiger Ungeduld: „So sprich doch nicht immer von mir, erzähle mir lieber etwas von Robertine'n.“ —

„Sie wird ſich ſehr grämen, wenn ich ihr ſagen werde, daß die gnädige Frau ſich heute wieder ſchlimmer befinden," antwortete Mademoiſelle Aubri.

„Die arme Kleine!" ſeufzte die Marquiſe. „Da ich die ganze Nacht nicht geſchlafen habe, dachte ich oft an ſie und an ihren Vater. Ja, an ihren Vater!" wiederholte ſie mit einem tiefen Seufzer; „er kann meine Verzeihung nicht mehr empfangen, aber vor Gott verzeihe ich ihm Alles, zur Erinnerung an ſeinen Oheim."

Die Marquiſe ſprach dieſe letzten Worte mit jenem feierlichen Tone, den man aus dem Munde eines Sterbenden zu vernehmen pflegt; dann richteten ſich ihre Blicke auf das kleine Portrait Roberts von Saverny, welches ſeit dem geſtrigen Abend noch auf ihrem Schreibtiſche lag.

„Die gnädige Frau," nahm Mademoiſelle Aubri, von Freude erfüllt, wieder das Wort, denken alſo nicht mehr daran, Robertine von hier zu entfernen?"

„Nein, ganz gewiß nicht," verſicherte Frau von Saverny; „ich will ſelbſt ihre Zukunft ſichern,

und wenn mein Neffe nicht innerhalb drei Tagen anlangt, werde ich mich entschließen, einen Notarius rufen zu lassen.“

Bei diesen Worten ließ Mademoiselle Aubri den Shawl fallen, den sie so eben im Begriff stand, über die Schultern ihrer Gebieterin zu legen; denn wenn ein Notar erscheinen würde, mußte ohne allen Zweifel die Rede auf das Testament kommen, und wie sollte sie sich alsdann aus der Verlegenheit ziehen? Einen Augenblick fühlte sie sich versucht, Alles einzugestehen, und die Verzeihung ihrer Gebieterin zu erflehen; da sie aber den Entschluß gefaßt hatte, dieses Geständniß, welches gar leicht ihre Verabschiedung zur Folge haben konnte, bis auf einen Zeitpunkt zu verschieben, in welchem der verbesserte Gesundheitszustand der Marquise ihr die Trennung von ihr weniger schmerzlich machen würde, so fehlte ihr der Muth, und sie beschloß, wenigstens zu warten, bis man nach dem Notarius gesandt habe. —

„Die gnädige Frau sind in diesen Tagen so leidend,“ sprach sie mit fast zitternder Stimme, so wie sie die Kraft wieder erlangt hatte, Worte über

ihre Lippen zu bringen, „so schwach, daß — —“

„Eben deswegen,“ unterbrach sie die Marquise, „ich irre mich sehr, oder ich muß mich beeilen, wenn ich hienieden noch über etwas verfügen will.“ Indem sie dieses in einem ruhigen Tone, mit leichenblassen Lippen und einem Wesen aussprach, das ihre baldige Auflösung zu beurkunden schien, vergaß Mademoiselle Aubri ihre eigene Besorgniß, und war außer Stande, zu verhindern, daß Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

„So weine doch nicht, Aubri,“ sprach die Marquise in einem liebevollen Tone, „ich sehe, Du weißt nicht, welchen geringen Werth das Leben für mich hat. Wäre ich keine Christin, ich hätte es schon vor acht Jahren von mir geworfen, dann hättest Du diese ganze Zeit über Deine unglückliche Gebieterin weinen können. Seit ich von Robert getrennt bin, habe ich nur Leiden gekannt! Mein Körper, mein Geist, Alles unterlag; alle meine Bewegungen, alle meine Handlungen waren Schmerz; alle meine Gedanken waren Foltern und Qualen, und niemals sah ich die Sonne aufgehen, ohne daß ich wünschte, sie möchte für mich zum

letzten Male emporsteigen. Wenn aber Gott mich zu sich ruft, wenn er mich mit meinem Robert wieder vereinigt haben wird, dann, dann weine nicht, gute Aubri, denn alsdann haben meine Leiden ihr Ende erreicht.“

Und das Antlitz der Marquise belebte sich plötzlich, gleichsam als wenn der Gedanke an ihren Tod der einzige sey, der ihr Freude verursache. Als sie gewahrte, daß die Kammerfrau ihre Thränen nicht zurück zu halten vermochte, fuhr sie mit einem schwachen Lächeln fort:

„Quälen wir uns nicht; geh, zerstreue Dich, begieb Dich zu Robertine'n.“

„Wollen Sie nicht frühstücken?“ fragte Mademoiselle Aubri.

„Nein.“

„Wenn Sie mir wenigstens versprechen wollten, heute nicht in den Park zu gehen.“

„Dorthin begebe ich mich bis zu meiner letzten Stunde,“ erwiderte die Marquise mit zum Himmel emporgeschlagenem Blick.

„Es ist so kalt, so feucht!“

„Gleichviel,“ versetzte die Marquise mit einem

ſchmerzlichem Lächeln, „geh' zu Robertine'n und ſag' ihr, ich würde ſie noch heute zu mir rufen laſſen.“

Seit fünfundzwanzig Jahren übte der Wille ihrer Gebieterin eine ſolche Gewalt über Mademoiſelle Aubri aus, daß die Kammerfrau dem ihr wiederholten Befehle nicht zu widerſprechen wagte. Sie zog ſich alſo zurück, horchte einige Augenblicke an der Thür, um zu ſehen, ob die Marquiſe ſich auch nicht anſchicke, ihr Zimmer zu verlaſſen, und kehrte mit ſchwerem Herzen und unruhigem Geiſte in ihr Gemach zurück.

Dort ſchritt ſie auf und ab, die Seele von tauſend ſchmerzlichen Gedanken erfüllt, ganz beſonders aber von der Furcht erfaßt, Vannoiſe und die Sterbende verlaſſen zu müſſen.

„Wohlan,“ ſprach ſie endlich zu ſich ſelbſt, „früh oder ſpät, ich hätte es endlich doch offenbaren müſſen. Wenn ſie einen Notar rufen läßt, werde ich mich ihr zu Füßen werfen; ich werde ihr ſagen, daß ich glaubte, ich müſſe ſterben, ich müſſe in wenigen Augenblicken vor Gott erſcheinen; dann wird ſie nicht den Muth haben, mich fortzuſagen, weil ich das Unrecht wieder gut machen

wollte, das ich gegen den kleinen Engel und gegen George begangen! Ich werde ihr Alles offenbaren, aber wie vermag ich das, ohne Morin zu verderben? Morin ist ein boshafter Mensch, aber dennoch will ich nicht die Ursache seines Unglücks werden. Ich will ihn entschuldigen und sagen, daß er nur aus übertriebenem Diensteifer für Herrn Charles gehandelt habe, den er so ungemein liebe. Sie weiß es ja, daß dies der Fall ist; kurz, wenn ich mich rette, rette ich auch Morin. Weiter habe ich ihr nichts zu berichten, und sobald ich ihr mein Vergehen eingestanden, wird sich mein Herz erleichtert fühlen.

Beruhigt durch diesen letzten Gedanken und vertrauend auf die Güte ihrer armen Gebieterin, gewann Mademoiselle Aubri Muth genug, sich zu Robertine'n zu begeben und sich mit der Toilette des Kindes zu beschäftigen.

„Werde ich heute meine Tante wiedersehen?" fragte Robertine, während Mademoiselle Aubri ihr das schönste Kleid anlegte und ihr Haar sorgfältig in Locken schlug.

„Ja, liebes Kind, ja," antwortete die Kammerfrau; „aber nimm Dich ja in Acht, sie nicht zu

erzürnen, zu lärmend zu seyn, zu laut zu sprechen; denn sie ist heute noch weit kränker, als sie gestern war."

„O, seyn Sie unbesorgt," entgegnete Robertine „es würde mich unendlich schmerzen, wenn ich ihr wehe thäte! Seit ich sie gesehen habe, seit sie mit mir gesprochen hat, liebe ich sie so sehr, daß ich den ganzen Tag lang an sie denke."

„Du kannst sie niemals genug lieben, Robertine," antwortete Mademoiselle Aubri, „denn sie wird bei Dir Mutterstelle vertreten, und ganz gewiß wirst Du bei dem Tausche nicht verlieren."

Da Robertine den aristokratischen Sinn, der in diesen Worten lag, nicht begreifen konnte, so verletzten sie dieselben nicht, und die Kleine zog also in ihrem kindlichen Gehirne nur den Schluß daraus, daß sie bedeuten sollten, sie habe eine Mutter verloren und eine andere dafür gewonnen.

Sie harrte also mit der größten Ungeduld dem Augenblick entgegen, in welchem die Kammerfrau sie zu ihrer Tante führen werde; der ganze Morgen aber verging, ohne daß man sie abzuholen kam, und Mademoiselle Aubri, unruhig und besorgt,

obgleich sie sich in Acht nahm, die Kleine dies merken zu lassen, wiederholte sich mehrmals: „Vielleicht hat die gnädige Frau ihren Entschluß geändert, vielleicht ist sie auch noch kränker geworden, dennoch aber wundere ich mich, daß sie nicht nach mir klingelt.“

Endlich als der herabsinkende Abend der armen Kammerfrau fast jede Hoffnung raubte, sandte sie Robertine zu Magdalena zurück, um an der Thür erlauschen zu können, was in dem Gemache ihrer Gebieterin vorging. Sie hörte nichts und kehrte auf ihr Zimmer zurück, von dem Gedanken verfolgt, die unglückliche Frau sei dennoch zu dem Grabmale gegangen, und besitze nicht Kräfte genug, um auf das Schloß zurückzukehren.

In der Stunde, in welcher die Marquise in der Regel zum Mittagsmahle wieder erschien, meldete Morin, daß die Tafel servirt sei.

„Legen Sie noch ein Couvert, Morin,“ gebot die Marquise, und sagen Sie Mademoiselle Aubri, sie solle die kleine Robertine zu mir führen.“

Und wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen wäre, so hätte es den Kammerdiener nicht furcht-

barer erfaſſen können, als es dieſe Worte thaten. Er langte bei Mademoiſelle Aubri feuerroth vor Zorn an.

„Nun,“ rief er, „habe ich nicht geſagt, daß uns ein gänzliches Verderben bedroht? Sie ſchickt mich, damit die Kleine mit ihr zu Mittag eſſen ſoll!“

Morin's Züge zeugten von einer ſolchen Aufregung, daß Mademoiſelle nicht nöthig hatte, ſich zu verſtellen, um höchſt beunruhigt zu ſcheinen. Trotz der Freude, welche ihr die von Morin überbrachte Nachricht verurſachte, trug dennoch der Schrecken, den ihr die zitternden Lippen und der wüthende Blick ihres Freundes verkündeten, über jene den Sieg davon: ſie faltete ihre Hände, und erwiderte erblaſſend: „Iſt es möglich!“

„Ja, ja,“ antwortete Morin, vor Wuth ſchäumend, „jetzt wird das verwünſchte Kind Saverny's Stelle und die unſrige einnehmen!“

„Nun, ſo weit ſind wir noch nicht,“ entgegnete Mademoiſelle Aubri, hoffend, ihn einigermaßen zu beruhigen.

„So ſchweigen Sie doch mit ihren Albernheiten,“ unterbrach ſie Morin, der ſich nicht länger beherr-

schen konnte; „sehen Sie denn nicht, daß Alles verloren ist, Alles — und schon war Alles gewonnen, Alles erlangt. Das Wenigste, was uns jetzt treffen kann, ist eine Theilung, und wenn Saverny theilen muß, was kann ich alsdann von ihm begehren? Nichts! eine Theilung richtet mich zu Grunde. —"

„Morin! Morin!" bat die Kammerfrau, höchst erschrocken über die wahnsinnigen Blicke des Sprechenden.

„Hölle und Teufel! über die verwünschte Robertine!" fuhr er fort, indem er die Serviette ballte, die er in seinen Händen hielt, um bei Tische zu serviren; wenn ich meine Wuth nicht zügelte, ich weiß nicht, was — —"

„Morin!" unterbrach ihn Mademoiselle Aubri erschrocken, „Sie werden sich zu Grunde richten, um Gotteswillen, beruhigen Sie sich."

„Ja, ja, Sie haben Recht," antwortete Morin, bemüht sich zu sammeln. „Ich betrage mich wie ein Narr, wie ein Kind. Geben Sie mir ein Glas Wasser, Erneſtine."

Mademoiselle Aubri füllte mit zitternder Hand ein Glas mit Wasser. Morin leerte es bis auf

den letzten Tropfen; dann setzte er sich einige Augenblicke, erholt sich aber alsdann weit ruhiger.

„Es wird im Gegentheil jetzt nöthig, seine Kaltblütigkeit zusammen zu nehmen," sprach er, „wir müssen suchen den Schlag abzuwehren. Was Sie betrifft," fuhr er zu der Kammerfrau gewandt fort, „so haben Sie jetzt nichts zu thun, als das Kind zu ihr zu führen. Ich will schnell dorthin zurückkehren, denn sie befindet sich vielleicht schon im Speisesaal."

Während er diese Worte sprach, verließ er das Zimmer.

Mademoiselle Aubri beeilte sich die kleine Robertine zu der Marquise zu führen, und Morin sah dieselbe bald erscheinen, mit der kleinen Erbin, welche sie an der Hand führte.

Es ist unmöglich zu beschreiben, welche Wuth sein Herz erfüllte, als er bei der Tafel aufwarten und das ihm so verhaßte kleine Mädchen bedienen mußte, dies Kind seiner stärksten Abneigung. Die halbe Stunde, die er hinter dem Lehnsessel der Marquise verbrachte, war für ihn ein Vorschmack der Hölle, und dennoch war es ihm lieb, dort an-

wesend sein zu können, er konnte doch die Größe der Gefahr abmessen, die ihn bedrohte, als er sah, wie seine Gebieterin der Tochter des George von Saverny, den er aus ihrem Herzen völlig verbannt zu haben wähnte, ein fast mütterliches Interesse bezeigte. Aus den Blicken Robertine's, welche ihm gegenüber saß, leuchtete eine solche Dankbarkeit für diejenige, die ihr so viel Güte bewies, daß er tausend Mal das hübsche Gesicht verwünschte, dessen Reize jeden Anderen bezaubert haben würden, nur ihn nicht.

So lange das Mittagsmahl währte, versuchte es die Marquise nicht einmal einen Bissen über ihre Lippen zu bringen; aber sie ließ Robertine mit Allem versorgen, was sie glaubte, das ihr schmecken würde, und Morin richtete in dieser Rücksicht den Befehl seiner Gebieterin nicht ein einziges Mal aus, ohne deren Blicke auf das Kind mit einer Zärtlichkeit gerichtet zu sehen, welche die Wuth in seinem Innern nur noch mehr anfachte.

Der Anweisung der Mademoiselle Aubri zufolge, sprach Robertine nur leise, und wartete bevor sie sprach, stets, bis die Marquise sie um etwas

befragte; die Letztere aber brach nur selten das Schweigen, und sprach mit so matter Stimme, daß Morin Mühe hatte, sie zu verstehen. Endlich fragte sie die Kleine, wie Mademoiselle Aubri sie ihre Tage hinbringen lasse?

„Ach," erwiderte Robertine, „ich bringe sie recht langweilig hin."

„Was machst Du des Morgens, des Abends?"

„Ach nichts, gnädige Frau."

„Wie?" fragte die Marquise, „in Deinem Alter, Robertine, kannst Du denn nicht lesen?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau; aber ich habe keine Bücher, und das ist recht schlimm, denn ich werde vielleicht das Lesen vergessen, wie ich die Musik bereits vergessen habe."

„Ich begreife nur nicht, wie man Dich auf diese Weise die Zeit verlieren läßt;" bemerkte die Marquise, „ich werde der Mademoiselle Aubri sagen, daß sie Lehrer für Dich kommen lasse."

„Einen Musiklehrer?" fragte Robertine, deren liebliches Gesicht vor Freude strahlte.

„Einen Musiklehrer," wiederholte die Marquise, indem ihren Lippen das Lächeln einer Ster-

benden umzuckte," ich will Dich zufrieden und glücklich zurücklaſſen."

„Wollen Sie denn verreiſen und mich zurücklaſſen?" fragte Robertine traurig.

„Ich hoffe recht bald," erwiderte die Marquiſe, indem ſie das Auge zum Himmel emporſchlug.

„Ach, wenn Sie mich doch mit ſich nehmen wollten!" fuhr Robertine in einem flehenden Tone fort. —

„Armes Kind! Du weißt nicht, was Du verlangſt! Nein, ich werde Dich hier zurücklaſſen; aber es ſoll Dir an nichts mangeln, nein, nein," nahm die Marquiſe wieder das Wort. Dann verſank ſie in ihre Träumereien, welche ſchon ſeit geraumer Zeit jeden feſten Gedanken von ihr fern hielten.

Eine lange Pauſe folgte, während welcher Zeit in Morin's Ohren die letzten Worte der Marquiſe ſtets wiederhallten, welche ihm die Frucht einer funfzehnjährigen Intrigue und Mühe, und vielleicht all' ſein Vermögen raubten.

Robertine dachte jetzt nicht mehr daran, etwas zu vermiſſen. Sie beobachtete mit Schrecken das nur noch von einem ſchwachen Lebenshauche belebte, bleiche

Geſicht. Nicht nur, daß ihre Beſorgniß ſie fürchten ließ, ſie könne diejenige verlieren, die ihr ſeit einigen Tagen ihren Schutz zugeſichert hatte, diejenige, welche von jetzt an Mutterſtelle bei ihr vertreten wollte; ihr perſönliches Intereſſe abgerechnet, hatte auch der Anblick, die ſanften Manieren ihrer edlen Verwandtin auf ihre junge Phantaſie eingewirkt. — Sie fühlte für die Marquiſe eine Art von achtungsvoller Zärtlichkeit, welche ſie über Alles die Wiederherſtellung der unglücklichen Frau wünſchen ließ. —

Da ſie bemerkt hatte, daß ihre Tante keinen Biſſen von dem gegeſſen, was auf die Tafel gebracht worden war, und daß man bereits den Nachtiſch auftrug, nahm ſie etwas Confect und näherte ſich der Marquiſe: „Wollen Sie dieſes nicht genießen,“ ſprach ſie, „ich bitte, bitte, wenn es auch nur geſchieht, um mir eine recht große Freude zu machen.“

„Ich kann nichts genießen,“ antwortete die Marquiſe, die aus einem langen Schlafe zu erwachen ſchien, und ſanft die kleine Hand drückte, welche ſie zurückwies: „haſt Du Dein Mahl beendigt?“

„Ach, ja, ja,“ erwiderte Robertine, mit tiefbekümmertem Herzen.

„Wohlan, so komme mit mir auf mein Zimmer, wir wollen unsere Bildnisse betrachten.“ So sprechend erfaßte die Marquise die Hand der kleinen Robertine und kehrte mit ihr auf ihr Gemach zurück.

„Tragt die Speisen ab,“ gebot Morin den beiden Bedienten, welche sich im Vorzimmer befanden; worauf er sich auf sein Zimmer zurückzog, um über seine Lage nachzusinnen.

XV.

Am folgenden Tage begann der Morgen kaum zu dämmern, als Robertine zu Mademoiſelle Aubri eintrat, welche die Nacht ſehr unruhig hingebracht hatte, denn der Geſundheitszuſtand ihrer Gebieterin verurſachte ihr große Beſorgniß.

„Was willſt Du, Kleine?“ fragte die Kammerfrau; „warum biſt Du ſo frühzeitig aufgeſtanden? noch ſchläft ja Alles im ganzen Hauſe.“

„Da meine Tante um acht Uhr aufſteht,“ antwortete Robertine, „bin ich gekommen, um hier zu warten, bis ſie klingelt, damit Sie mir gleich Nachricht von ihr bringen können, ſobald Sie aus ihrem Zimmer treten.“

„Ach, mein Gott,“ antwortete Mademoiſelle Aubri, „die Nachrichten können nicht günſtig lauten, bis ſie nicht ein wenig Kraft wieder gewinnt; und wie ſollen ihre Kräfte zurückkehren? Seit zwei

Tagen hat sie nicht das Mindeste zu sich genommen."

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß sie gestern Abend einwilligte, eine Tasse Bouillon zu trinken?"

„Allerdings, aber das reicht bei Weitem nicht hin, sie aufzurichten, jetzt, wo tiefer Kummer sie niedergebeugt hat."

„Erlauben Sie mir dennoch, hier zu bleiben," bat Robertine liebkosend, „ich werde mich hier ganz ruhig im Winkel verhalten, ohne Sie zu belästigen."

„Wohlan, so magst Du bleiben," versetzte Mademoiselle Aubri, welche vielleicht nicht ganz mit zufrieden war, daß sie mit ihren düsteren Gedanken nicht allein gelassen wurde.

Aber die Zeit verging, es schlug acht, neun Uhr und die Klingel der Marquise erschallte noch immer nicht.

„Das ist höchst wunderbar," bemerkte Mademoiselle Aubri, deren Züge große Besorgniß verkündeten; „sie erhebt sich sonst weit früher von ihrem Lager."

„Könnten Sie nicht leise hineinschlüpfen, ohne Geräusch zu verursachen?" fragte Robertine; „wenn

ſie nun noch kränker geworden wäre, wenn ſie nicht die Kraft beſäße, die Klingel zu ziehen!“

„Wir wollen noch ein wenig warten,“ entgegnete Mademoiſelle Aubri, „denn ſie hat auf das Strengſte verboten, ihr Zimmer zu betreten, ohne daß ſie es ausdrücklich verlangt; ich fürchte, ihr Mißfallen zu erregen.“

Und Beide ſannen, die Augen auf die Uhr gerichtet, darüber nach, weshalb die Marquiſe mit dem Klingeln zögern könne; bald meinten ſie, ſie könne länger geſchlafen haben, als gewöhnlich, bald fürchteten ſie, daß ihr Schweigen eine ſchlimmere Urſache habe. Beide aber wagten es nicht, einander ihre Beſorgniſſe mitzutheilen.

Endlich, als es ſchon zehn Uhr war, konnte Mademoiſelle Aubri die heftige Unruhe, welche ſie verzehrte, nicht mehr bezwingen. „Erwarte mich hier,“ ſprach ſie zu der Kleinen, „ich will zu ihr gehen.“ —

Sie begab ſich ſofort in das Schlafgemach ihrer Gebieterin; die tiefſte Stille herrſchte in demſelben; alle Stühle ſtanden noch an demſelben Platz und die Bettvorhänge waren noch zugezogen. —

Erstaunt, daß das Geräusch ihres Eintretens die Marquise nicht geweckt habe, deren Schlaf in der Regel außerordentlich leicht war, näherte sie sich dem Bette und flüsterte: „gnädige Frau!“

Da sie hierauf keine Antwort erhielt, überrieselte sie ein eisiger Schauder; sie öffnete leise die Vorhänge und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn die Marquise lag regungslos da, und auf ihrem Gesichte waren die Züge des Todes zu schauen. Um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, wagte sie es, eine der Hände zu erfassen, die auf der Bettdecke ruhten; diese Hand war kalt. Ganz außer sich, klingelte sie und eilte bis zu der Thür des Vorzimmers, wo sie mit lauter Stimme Morin und die übrige Dienerschaft rief, welche sämmtlich herbei rannten.

„Da schauet, schauet,“ rief sie, indem sie die Angelangten in das Zimmer der Marquise zog, „seht, ob hier noch Hülfe ist, ob es möglich sey, sie wieder zum Leben zu erwecken! sie ist eiskalt! sie ist todt, todt!“

Morin gab sofort Befehl, nach dem Arzt zu schicken, und unterdessen wurden alle Mittel auge-

wandt, jedoch vergebens, um bei der Unglücklichen, die nur eine Leiche schien, einen Lebenshauch zurückzurufen.

Die Dienerschaft, besonders aber Mademoiselle Aubri, hegten indeß noch einige Hoffnung, denn sie bedachten, daß die Marquise schon oft in einen solchen bewußtlosen Zustand versenkt worden sey. Als aber gegen Mittag der Arzt anlangte, und den Körper untersuchte, aus dem sich auf immer Leben und Bewegung zurückgezogen hatten, zögerte er nicht, zu erklären, daß die unglückliche Frau todt sey, und zwar schon todt seit mehreren Stunden.

Bei diesem Ausspruch des Arztes brach Alles in Klagen und Thränen aus; denn obgleich von der Dienerschaft Viele das Zimmer ihrer Gebieterin gar nicht betraten, so hatte sich ihnen dennoch die Letztere so gütig gezeigt, daß Alle ihren Verlust von ganzem Herzen betrauerten.

Der Schmerz, den Morin zur Schau trug, schien nicht weniger aufrichtig als wahr. Er stand neben dem Lager, regungslos, mit bleichem Gesichte und zusammengepreßter Stirn, dem Anscheine nach außer Stande, eine Thräne zu vergießen.

Gerührt von der Anhänglichkeit dieſes treuen Dieners, erbot ſich der Arzt, nachdem er noch zwei Krankenbeſuche gemacht haben würde, ſich nach Bourges zu begeben, um die Beamten der Kirche und der Juſtiz von dem Tode der Marquiſe in Kenntniß zu ſetzen. Morin nahm dies Anerbieten dankbar an und bat den Arzt, zwei Geiſtliche nach Bannoiſe zu ſchicken, und den Friedensrichter von dem Todesfall zu benachrichtigen, wobei er hinzufügte, daß die Abweſenheit der Erben ſehr zu beklagen ſey, und daß deshalb zu wünſchen wäre, man möchte die Siegel ſo bald als möglich anlegen, damit rückſichtlich ſeiner und der Mademoiſelle Aubri jede Verantwortlichkeit gehoben würde.

Die arme Mademoiſelle Aubri war kaum im Stande, über dasjenige nachzudenken, was ſie perſönlich betraf. Sie kniete vor dem Bette, weinte und flehte Gott an, ihr die theure Gebieterin zurückzugeben, der ſie die zärtlichſten Namen beilegte. Ihr Herz wollte vor Schmerz brechen, ſo wie ſie ihren Blick zu derjenigen erhob, die ihren Jammer nicht mehr vernehmen konnte. Nachdem ſich der Arzt entfernt hatte, mußte auf Morins Befehl die ganze

Dienerschaft das Sterbezimmer verlassen, bis auf zwei Frauen, die bei der Leiche Wache halten sollten; alsdann zog er sich gleichfalls zurück. Mademoiselle Aubri, welche diesen Befehl nicht vernommen hatte, blieb dort; sie wußte nicht einmal, ob sie sich allein befand oder nicht. So vergingen fast zwei Stunden, während welcher Zeit sie von nichts wußte, Alles rund um sich her vergaß, selbst Robertine, da ließ Magdalena, welche das Sterbezimmer um keinen Preis betreten hätte, sie durch Joseph ersuchen, einen Augenblick herauszukommen, weil das kleine Fräulein sich in einem so verzweiflungsvollen Zustande befinde, daß sie nicht wisse, was sie mit ihr beginnen solle.

„Armes Kind!“ erwiderte Mademoiselle Aubri; „Du hast sie zum letzten Mal gesehen, diejenige, die Deine Beschützerin werden wollte!“

Sie begab sich darauf in ihr Zimmer, welches die kleine Robertine nicht hatte verlassen wollen.

„Verlassen Sie mich auch?“ rief die Kleine, indem sie sich, als Mademoiselle Aubri eintrat, in deren Arme warf.

„Nicht doch, nicht doch, liebes Kind,“ antwor-

tete die Kammerfrau, indem Thränen ihren Augen entströmten, „Du und ich, wir haben Beide einen unersetzlichen Verlust erlitten. Jetzt stehen wir allein da; aber ich werde Dich niemals verlassen, wenn das mir gestattet wird.“

„Wohlan, so nehmen Sie mich mit zu jenes Zimmer,“ bat Robertine, indem sie auf die Thür zeigte, die zu dem Zimmer der Marquise führte. „Ich werde mich nicht vor ihr fürchten, das versspreche ich Ihnen; ich werde das Gebet beten, welches man mich lehrte, für meine verewigte Mutter Heil im Himmel zu erflehen.“

„Das würde Dir zu viel Schmerz verursachen,“ sprach Mademoiselle Aubri, indem sie ihre eigenen Thränen und die der Kleinen trocknete; „aber ich will bei Dir bleiben. Mir hat sie Dich anvertraut, von dort oben wird sie sehen, ob ich mich ihres Vertrauens würdig bezeige, ich werde Dir bis zu meinem letzten Augenblicke dienen, wenn mir anders auch nicht dieses Glück geraubt werden sollte.“

„Wie, sollte man mich von Ihnen trennen wollen?“ fragte Robertine zitternd.

„Ich hoffe nicht.“

„Hängt das denn nicht von Ihnen ab?“

„Nimmt Gott uns in seinen heiligen Schutz, so wird hier Alles von Dir abhängen,“ rief Mademoiselle Aubri lebhaft; „von Dir, ihrer Groß-Nichte, von Dir, die ihren Namen trägt, von Dir, dem Kinde, das sie liebte.“

So sprechend bedeckte die Kammerfrau die kleinen Hände Robertine's mit Küssen; aber das Bild der starren Leiche auf dem Todtenlager verfolgte sie so grausam, daß sie ihre Gedanken nicht lange mit der Zukunft beschäftigen konnte; ihr feuriger Wunsch, die Kleine zu beruhigen, die neben ihr weinte, konnte ihr nicht die Kraft verleihen, ihre eigenen Thränen zu unterdrücken.

Gegen Ende des Tages indeß, als Mademoiselle Aubri den Gegenstand ihrer Verzweiflung nicht mehr vor Augen hatte, und das Kind, keinen Schmerz kennend, sich wieder zufrieden stellte, entstand daraus, daß auch der Schmerz der Kammerfrau nach und nach etwas ruhiger ward, so daß sie sich mitunter auch anderen Gedanken hingeben konnte, als denen, die sie bisher ausschließlich beschäftigt hatten. Nicht ohne Schrecken fragte sie

ſich, wie ſie ſich der nahen Gefahr entziehen ſolle, der Gefahr, welche ſie ſelbſt bedrohte. Da fielen ihre Blicke auf Robertine und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: „Was wird geſchehen, wenn ſich das Teſtament nicht vorfindet? wenn Saverny ſich genöthigt ſieht, die Erbſchaft mit der Tochter ſeines Bruders zu theilen?“ Von der Furcht gequält, welche ihr Morin einflößte, dieſer Mann, deſſen Sclavin ſie ſo lange Zeit geweſen war, ſchenkte Mademoiſelle Aubri Allem, was ihr Robertine ſagte, keine Aufmerkſamkeit mehr. Endlich, als der Abend herab ſank, und ſie bemerkte, daß die Augen der Kleinen von Thränen ganz frei waren, und ſich von Zeit zu Zeit ſchloſſen, führte ſie das Kind zu Magdalene'n, nöthigte ſie, etwas Nahrung zu ſich zu nehmen und verließ ſie, als ſie ſich überzeugt hatte, daß ſie in einen feſten Schlaf verſunken war.

Die Stunde, in welcher Morin Mademoiſelle Aubri in der Regel beſuchte, rückte unterdeſſen heran. Die Letztere, der lebhafteſten Unruhe preisgegeben, die ſie außer Stande war zu überwältigen, beſaß nicht den Muth zu einer Unterredung, welche den ſchrecklichen Schlag herbeiführen konnte, den ſie

befürchtete. Sie flüchtete daher in das Zimmer der Marquise, welches ihr einen ſicheren Zufluchtsort darbot.

Zwei Geiſtliche waren im Laufe des Abends angelangt und wachten bei dem Leichname. Die Kammerfrau vereinigte ihre Gebete mit denen der Prieſter. Sie richtete ohne Angſt ihre Blicke auf das edle und ſanfte Antlitz, welches der Tod noch mehr gebleicht hatte, ſah in dem Leichnam nur einen Gegenſtand der ehrerbietigſten Zärtlichkeit und flehte die Seele der Staubeshülle an, die ſich jetzt im Reiche der Seligen befand, ſie und die arme Verlaſſene zu beſchützen; ſie kehrte erſt in ihr Zimmer zurück, als die Glocke die Stunde der Mitternacht verkündet.

Jetzt allein und tauſend düſtern Gedanken hingegeben, dachte ſie nicht daran, ſich zu Bette zu legen. Wie konnte ſie hoffen, daß der Schlummer ihre Augenlieder ſchließen werde, da unabläſſig Morin vor ihr ſchwebte, in ſeinen Erwartungen und Hoffnungen getäuſcht, ihr ihren Verrath vorwerfend, ſie mit Schmähungen und Vorwürfen überhäufend und ſie mit ſeiner Rache bedrohend.

Die Abwesenheit Savenay's gab Morin die Herrschaft im ganzen Schlosse. Keiner der Diener würde es wagen, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Was würde er rücksichtlich ihrer verfügen? Welche Befehle würde er rücksichtlich Robertine's ertheilen? Plötzlich erfaßte sie ein schwarzer Verdacht, wie ein furchtbarer Blitzstrahl; so schwach, so krank auch die Marquise gewesen war, ihr Tod war dennoch zu plötzlich erfolgt! — Mademoiselle Aubri erinnerte sich mit Schaudern, daß am vergangenen Abend ihre Gebieterin eingewilligt hatte, eine Tasse Bouillon zu trinken, Morin hatte ihr dieselbe gebracht. — So wie die unglückliche Kammerfrau diesen schaudervollen Gedanken gefaßt hatte, schien sie sich ihrer nicht mehr mächtig. Sie sank in einen Sessel, bleich, zitternd, und empfahl ihre Seele Gott; denn ihr Schrecken ließ sie den nächsten Tag als ihren letzten erblicken.

Damit eine Person, die keine lebhafte Einbildungskraft besaß, wie Mademoiselle Aubri, ein solches schwarzes Verbrechen vermuthen konnte, mußte ihre Furcht vor Morin den höchsten Grad erreicht haben. Es ist nur zu gewöhnlich, daß Personen von

ſchwachem Charakter iſt von einem Extreme zum andern übergehen, und ſo kann man es ſich erklären, wie die geängſtigte Kammerfrau einen Giftmiſcher in demjenigen erblicken konnte, den ſie funfzehn Jahre lang mit allen nur erdenklichen Tugenden geſchmückt hatte.

Wie dem nun auch ſeyn mochte, ſie ſaß da, von dem Schrecken gefeſſelt, den ihr eine Lage einflößte, die zu ihrer bisherigen ruhigen und einförmigen Lebensweiſe den auffallendſten Contraſt bildete. „Er wird den Schlüſſel von mir verlangen,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, ſobald ihre Angſt ihr die Kraft geſtattete, nachzudenken; „er wird den Schlüſſel von mir fordern, und wenn ich ihn ihm einhändige, was doch geſchehen muß, ſo wird er ſich überzeugen, daß das Teſtament nicht mehr exiſtirt, und es iſt um mein Leben geſchehen! Und Robertine! die arme Robertine!“

Beſchäftigt mit dem Wunſche, die Kleine und ſich ſelbſt zu retten, durchkreuzte eine Menge von Gedanken ihr Gehirn: wenn es ihr doch möglich wäre, noch in dieſer Nacht mit der Kleinen zu entfliehen und Paris zu erreichen? Oder wenn ſie

Beide zu dem Herrn von Sarrois, dem Freunde Georges, flüchten könnten, dem nächsten Nachbar von Vannoise. Kurz die Nacht war fast vergangen, als Mademoiselle Aubri noch immer auf ein Mittel sann, der Gefahr vorzubeugen, welche eine gute Handlung über sie herbeigezogen hatte. Da war es plötzlich, als wenn ein Blitzstrahl sie durchzuckte: „Und weshalb brauche ich ihm den Schlüssel zu geben?“ fragte sie sich; „ich kann ihn ja der Frau Marquise zurückgegeben haben. Hat mir die gnädige Frau nicht gesagt, daß sie ihr Testament verändern wolle?“

Mit der Schnelligkeit dessen, der dem Verderben nahe, plötzlich einen Rettungsplan vor sich erschaut, eilt sie zu dem Kamin, erfaßt den Schlüssel des verhängnißvollen Schubfachs und begiebt sich damit in das Zimmer der Marquise. Dort benutzte sie einen Augenblick, in welchem die Blicke der beiden Geistlichen nicht auf sie gerichtet waren, und schob den Schlüssel unter die auf dem Schreibtische zerstreut umherliegenden Papiere, beruhigt durch den Gedanken, daß sie die Absichten ihrer verewigten Gebieterin erfülle.

Als sie ihr Zimmer wieder erreichte, begann der Tag zu dämmern. — Einige Augenblicke später ward an ihre Thür geklopft und Morin trat herein.

„Haben Sie sich denn nicht zur Ruhe gelegt?“ fragte er, als er Mademoiselle Aubri schon so frühzeitig eben so gekleidet fand, wie sie es am vergangenen Tage gewesen.

„Ich wußte doch, daß ich nicht schlafen würde,“ lautete die Antwort.

„Ich habe gleichfalls kein Auge geschlossen,“ nahm Morin wieder das Wort. „Das ist eine recht traurige Begebenheit; aber seit langer Zeit schon war sie voraus zu sehen.“

Mademoiselle Aubri erwiderte nichts darauf.

„Bei dieser Lage der Dinge,“ fuhr der Kammerdiener fort, „muß man nur an diejenigen denken, die zurückgeblieben. Ich habe so eben an Charles von Saverny geschrieben, und ich hoffe, er wird in wenigen Tagen hier eintreffen.“

Die Kammerfrau schwieg neuerdings; da erfaßte Morin ihre Hand, welche sie anfangs nicht zurückzuziehen wagte.

„Ei was,“ sprach er, „geben Sie sich doch

nicht ſo ganz dem Schmerze hin, bedenken Sie, daß Sie einen treuen Freund an mir haben, und faſſen Sie ſich, damit Sie für unſern gemeinſchaftlichen Nutzen nach beſten Kräften ſorgen können.

„Ich bin bereit, alles Erforderliche zu thun,“ entgegnete Mademoiſelle Aubri, „um Alles im Hauſe in der beſten Ordnung aufrecht zu erhalten, bis diejenigen erſcheinen, die es fortan bewohnen werden.“ —

„Nicht doch, nicht doch, machen Sie ſich keine unnütze Mühe,“ fiel Morin ein; „ich übernehme Alles. Es giebt indeß eine Sache, die nur Sie zu bewerkſtelligen vermögen, und die dennoch für Saverny und für uns von der größten Wichtigkeit iſt; von dieſer Sache mit Ihnen zu reden, kam ich hieher.“

„Und was wäre das?“ fragte Mademoiſelle Aubri mit heftig pochendem Herzen.

„Der Friedensrichter wird ohne Zweifel dieſen Morgen erſcheinen. Es iſt durchaus erforderlich, daß man ſobald als möglich erfahre, es exiſtire ein Teſtament. Ich halte es für gerathen, daß Sie mit ihm ſofort von dem Schlüſſel ſprechen, den

Ihre Gebieterin Ihnen zur Aufbewahrung gab; Sie müssen ihm den Schlüssel übergeben, damit seine Aufmerksamkeit auf das Schubfach gerichtet werde. —

„Den Schlüssel kann ich ihm nicht geben," versetzte Mademoiselle Aubri mit angenommener Unbefangenheit.

„Wie, Sie hätten ihn nicht?" fragte Morin erblassend.

„Ich habe ihn der gnädigen Frau zurückstellen müssen, sie wollte, wie sie sagte, in ihrem letzten Willen einige Abänderungen treffen."

„Wann hat sie Ihnen das gesagt?"

„Vor zwei Tagen."

„Und wann haben Sie ihr den Schlüssel gebracht?" —

„Vorgestern Abend."

Um mit einer solchen Zuversicht die Unwahrheit zu sprechen, hütete Mademoiselle Aubri sich gar wohl, die Augen aufzuschlagen und sie auf denjenigen zu richten, der sie so scharf examinirte.

„Vorgestern Abend," wiederholte Morin, dessen Gesichtszüge sich sofort aufklärten; „dem Himmel

ſey Dank, dann befindet ſich das Teſtament noch in demſelben Zuſtande!“

Und nach kurzem Nachdenken fragte er weiter: „Und wohin glauben Sie, daß die Frau Marquiſe den Schlüſſel gelegt hat?“

„Das weiß ich nicht, vielleicht in ihren Schreibtiſch.“

„Wohlan, ſo müſſen Sie ihn dort wieder wegnehmen, bevor der Friedensrichter erſcheint.“

„Ich?“

„Nun ja, allerdings; Ihre Erklärung allein kann ihn veranlaſſen, jenes Schubfach unter Siegel zu legen, weil es den Anſchein trägt, nur weibliche Arbeiten oder ähnliche Dinge zu enthalten.“

„Könnte ich nicht ſagen — —“

„Sie dürfen nichts weiter ſagen,“ unterbrach ſie Morin; „es iſt nutzlos, daß wir als Vertraute der Verewigten erſcheinen, als diejenigen, welche auf ihren letzten Willen Einfluß hatten; wir beſitzen ja ein ſicheres Mittel, Alles nach unſeren Wünſchen zu leiten, ohne daß wir uns auch nur im geringſten compromittiren.“

„Aber,“ wandte Mademoiſelle Aubri unruhig ein, „kann ich ——“

„Nichts iſt ja einfacher,“ unterbrach ſie Morin auf's Neue. „Ich werde es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß Sie ſich einen Augenblick lang allein im Zimmer befinden werden. Sie müſſen alsdann den Secretair öffnen.“

„Dazu werde ich niemals den Muth finden,“ erwiderte Mademoiſelle Aubri, die Hände ringend.

„Und weshalb das nicht?“ fragte Morin; „wie können Sie ſich fürchten, ein Zimmer zu betreten, wo Sie doch geſtern einen ganzen Tag verbrachten?“

„Ich habe dort gebetet,“ erwiderte die Kammerfrau zitternd und heftig bewegt. „Jetzt aber kommt es darauf an, gegen die Achtung zu ſündigen, die man dem Todten ſchuldig iſt, es kommt darauf an, etwas zu entwenden, was mir nicht angehört, und das nicht länger meiner Aufſicht anvertraut iſt.“

Morin richtete auf ſie einen Blick, der bis in das Tiefſte ihrer Seele dringen zu wollen ſchien, einen Blick, der ſie erbeben machte.

„Was geht zwiſchen uns vor, Erneſtine?“

fragte er mit ernster, drohender Stimme; „ich weiß nicht, aber seit Ihrer Krankheit sind Sie nicht mehr dieselbe. Man sollte meinen, unsere Interessen gingen nicht mehr Hand in Hand; Sie vermeiden jene vertraulichen Zusammenkünfte, nach denen Sie früher so lebhaft verlangten; trotz Ihres festen Versprechens hat die Marquise Robertine zu Gesicht bekommen; die Marquise wollte etwas an ihrem Testamente abändern, das haben Sie mir gleichfalls verschwiegen, und jetzt weigern Sie sich, mir einen so leichten Dienst zu erweisen."

So sprechend betonte Morin ein jedes Wort, was den Schrecken der Mademoiselle Aubri noch vermehrte.

„Was sollen diese Worte bedeuten, was wollen Sie damit sagen, Morin?" fragte sie stammelnd; „ich hoffe, daß Sie mich keiner Lüge fähig halten, keiner — —"

„Kommen wir zur Sache," unterbrach sie Morin, „ich bin kein Einfaltspinsel, der sich von einem Weibe an der Nase herumführen läßt. Sprechen Sie es frei heraus, sind wir Feinde?"

„Davor bewahre mich Gott," rief die Kammer

frau, mit einem zum Himmel emporgeſchlagenen Blick.

„Es kommt hier nicht auf Redensarten und Jeremiaden an,“ fuhr Morin in einem furchtbaren Tone fort; „gerade heraus, ſind wir Feinde oder Freunde? Wollen Sie thun, was ich von Ihnen verlange?“

„Ich will es, ich will es,“ ſtammelte die Kammerfrau an allen Gliedern bebend.

„Wollen Sie ſich jenes Schlüſſels bemächtigen?“

„Ja, ich will es — ich will hin — ich will es verſuchen — ich will — —“ In dieſem Augenblick ward die Thür geöffnet, und der Friedensrichter erſchien, gefolgt von den Herrn von Sarrois und — George von Saverny, dem Vater Robertine's.

XVI.

George von Saverny hatte, in New-York angelangt, ſich beeilt, an den Herrn Dübriel zu ſchreiben. Aber das Schiff, welches ſeinen Brief trug, hatte an den Küſten Portugals Schiffbruch gelitten. Da Saverny hievon keine Kunde erhielt und ſich ängſtigte, keine Briefe aus Frankreich zu empfangen, als der Zeitraum, in dem er ſolche erwarten konnte, verfloſſen war, beeilte er ſich, auf's Neue zu ſchreiben; aber leider langte ſein Brief erſt in Paris an, als Herr Dübriel dieſe Stadt bereits verlaſſen hatte. Er blieb alſo zwei Jahre lang ohne jede Nachricht von ſeiner Tochter. Und obgleich die Geſchäfte, in denen er intereſſirt war, über alle Erwartungen gut von ſtatten gingen, ſo daß er hoffen konnte, ſeine Vermögensumſtände in geringer Zeit wieder herzuſtellen, ſo geſtattete ihm

doch seine innere Unruhe nicht, sich seines neuen Glücks zu freuen. Als der Freund, der ihn nach Amerika geführt und ihm einen Antheil an seinen kaufmännischen Spekulationen zugestanden hatte, sah, daß sein Schützling immer traurig und sorgenvoll blieb, und es ihm nicht gelingen wollte, einen Kummer zu verscheuchen, der täglich immer mehr überhand nahm, machte er ihm den Vorschlag, statt eines Commis, den sie in Handelsgeschäften nach Frankreich zu senden gedachten, selbst die Reise zu unternehmen. Man kann sich leicht denken, mit welchem Eifer George von Saverny diesen Vorschlag annahm, wobei er versprach, sogleich zurückzukehren, wenn er die Handelsgeschäfte beendigt und Nachrichten über Herrn Dübriel eingezogen haben würde, dessen Schweigen, seiner Meinung nach, nur eine traurige Ursache haben konnte.

Er reis'te ab, und schon am Tage seiner Ankunft in Paris erfuhr er, welches Unglück denjenigen, den er suchte, betroffen, sowie daß derselbe sich nach der Auvergne begeben habe. Höchst betrübt, daß der freudige Augenblick, seine Tochter in seine Arme zu schließen, neuerdings verschoben worden,

ſchickte er ſich ſofort an, ſich nach der Auvergne auf den Weg zu machen. Damit er aber nicht wieder eine fruchtloſe Reiſe mache, beſchloß er, zuvor bei einem Verwandten Dübriel's nähere Erkundigungen einzuziehen, deſſen Adreſſe er glücklicher Weiſe aufbewahrt hatte, und hier erſt erfuhr er, daß Dübriel in der Abſicht abgereiſ't ſey, die kleine Robertine nach Vannoiſe zu bringen.

Dieſe Nachricht war George von Saverny keineswegs angenehm. War ſeine Tochter von Frau von Saverny aufgenommen worden? Er zweifelte ſo ſehr daran, daß er, beſorgt von Seiten ſeiner Tante eine neue Kränkung zu erfahren, ſich entſchloß, ſich zuvor zu ſeinem Freunde, dem Nachbar von Vannoiſe, zu begeben, um dort zu erfahren, was ſich auf dem Schloße Vannoiſe zugetragen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, reiſ't e er ab und ſeine Ankunft in Vannoiſe fand am Tage vor demjenigen ſtatt, an welchem die Marquiſe beerdigt werden ſollte; was ſein plötzliches Erſcheinen im Zimmer der Mademoiſelle Aubri zur Genüge erklärte.

Obgleich Morin bei dem erſten Anblick Georges

von Saverny, wie niedergedonnert dastand, gewann er dennoch seine Kaltblütigkeit wieder, bei dem Gedanken, daß diese Rückkehr, welche vor einigen Tagen höchst unheilbringend hätte werden können, jetzt in der dermaligen Lage der Dinge nichts mehr verändern konnte. Ueberzeugt, daß derjenige, dessen Ruin er herbeigeführt hatte, nicht lange Zeit im Schlosse zu befehlen haben würde, beschloß er bis auf Weiteres, den Neffen der Verewigten als einen Erben derselben zu behandeln, und schien bereit, die Befehle auszuführen, welche derselbe ihm ertheilen würde.

George von Saverny war weit entfernt, den Argwohn vergessen zu haben, den ihm bei dem Tode seines Onkels, das Betragen Morins und der Mademoiselle Aubri eingeflößt hatte; da er aber die Weigerung, ihm den Zutritt zu seiner Tante zu gestatten, der Anhänglichkeit zuschreiben konnte, welche Beide für ihre unglückliche Gebieterin hegten, glaubte er deshalb nicht auf sie zürnen zu dürfen; oder der Gedanke vielmehr, seine theure Robertine nunmehr wieder in die Arme schließen zu sollen, hatte bei ihm jede andere Idee verdrängt. Die Freude sie wieder zu sehen, erstickte in ihm

jedes andere Gefühl; jede Erinnerung an die Vergangenheit, und so dachte er an nichts, als nach seiner geliebten Tochter zu fragen.

Mademoiselle Aubri, welche kaum ihren Augen trauen wollte, und noch immer nicht an ihre unerwartete Rettung aus ihrer schlimmen Lage glauben konnte, beeilte sich zu erwidern, daß sie das Fräulein von Saverny augenblicklich hieherführen werde.

„Ich gehe mit Ihnen, ich begleite Sie," rief George von Saverny, welcher seine Ungeduld nicht länger zügeln konnte, und so trat er mit ihr zu gleicher Zeit in das Zimmer Robertine'ns.

„Ihr Vater ist hier, mein Kind, Ihr Vater ist hier!" rief die Kammerfrau eintretend, „Gott selbst hat ihn uns gesandt!"

Robertine, vor Wonne außer sich, stürzte in die Arme ihres Vaters. Sie lachte, weinte und ließ nicht nach, demjenigen zu liebkosen, von dem sie jetzt seit drei Jahren getrennt gewesen war. George von Saverny, bei dem die Gefühle des Herzens noch nichts von ihrer Wärme verloren hatten, gab sich, als er das Ebenbild seiner theuren Cäcilie wieder erschaute, einer grenzenlosen Freude hin,

und gab sich selbst das heiligste Versprechen, sich niemals wieder von seiner Tochter zu trennen. Er hatte sie auf seinen Schooß genommen und bedeckte ihre Lippen, Wangen, Stirn und Hände mit tausend Küssen.

„Mein Gott! mein Gott!“ stammelte die Kleine, „wie kann man doch in so kurzer Zeit einen so großen Schmerz und eine so große Freude haben! Ach, wenn meine arme Groß-Tante dies doch erlebt hätte!“

„Ist es möglich?“ fragte ihr Vater, „hat meine Tante Dich wirklich freundlich aufgenommen, freundlich behandelt?“

„Ach, nicht sogleich,“ erwiderte Robertine. „Sie wollte in der ersten Zeit Niemand sehen und sprechen. Die gute Mademoiselle Aubri aber hat Alles ausgeglichen, sie hat mich in den Garten und alsdann in die Gallerie geführt, wo die großen Bildnisse an der Wand hängen; ich that Alles, was meine liebe Freundin mir zu thun gerathen hatte, und endlich hat mich meine gute Tante in ihre Arme geschlossen und es später oftmals wiederholt. —“

George von Saverny richtete auf die Kammerfrau einen Blick, aus welchem zu gleicher Zeit Erstaunen und Dankbarkeit sprachen.

„Sie haben also meine Tochter beschützt?“ sprach er zu Mademoiselle Aubri, welche in einen Winkel getreten war und es nicht wagte, das Auge zu erheben.

„Wie magst Du sie danach fragen, Papa?“ fiel Robertine ein, welche über ihr späteres Betragen das frühere vergessen hatte. „Ohne sie war ich verloren. Sie ließ mich mit sich in ihrem Zimmer speisen, ließ mich von der guten Magdalena hegen und pflegen, Sie hat mir Spielwerk gegeben, — sie hat mich zu meiner Tante geführt!“ —

„Sie liebten also mein armes Kind?“ fragte George, indem er sich mit bewegter Stimme zu Mademoiselle Aubri wandte.

„Wer hätte den kleinen Engel nicht lieben sollen?“ entgegnete Mademoiselle Aubri.

George nahm Robertine von seinem Schooße, stand auf und näherte sich der Mademoiselle Aubri. „Und mich,“ fragte er, „erinnern Sie sich nicht,

daß Sie auch mich liebten, als ich ſo klein war, wie meine Töchter?"

„O, noch lange nachher," antwortete die Kammerfrau, deren Augen ſich mit Thränen füllten.

„Wohlan, ſo umarmen Sie mich," nahm George mit jenem Wohlwollen und jener Freundlichkeit wieder das Wort, welche ſeinem ſchönen Geſichte einen unendlichen Reiz verliehen.

So ſprechend berührte er mit ſeinen Lippen die Wangen der Kammerfrau und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Wenn man daran denkt, was ein Saverny ſtets für die Kammerfrau der Marquiſe geweſen war, kann man ſich leicht denken, welch' einen Eindruck auf Mademoiſelle Aubri der Kuß des Neffen derjenigen hervorbrachte, deren Andenken ihr auf ewig theuer war. Obgleich George damals dreißig Jahr alt war, hatte er dennoch ein ungemein jugendliches Anſehen, ſo daß er noch ganz der Jüngling zu ſeyn ſchien, den ihre Gebieterin, ja ſie ſelbſt verzogen hatte; der ihr ſeine kleinen Geheimniſſe

mittheilte und ihr seine Vergehungen eingestand! Sie brach in Thränen aus.

„Ach,“ seufzte sie unter Zähren, „ich verdiene es nicht, nein, nein, ich verdiene es nicht.“

Die arme Person war im Begriff, Alles einzugestehen. Der Mangel an Energie, der ihr so oft nachtheilig gewesen war, rettete sie diesmal. Die schwachen Menschen lieben es vor Allem, immer Zeit zu gewinnen, und Mademoiselle Aubri war so glücklich, daß sie sich nicht entschließen konnte, so schnell die Achtung und Zuneigung ihres jungen Gebieters wieder zu verlieren. Sie mußte übrigens alsdann auch offenbaren, daß die Marquise die Absicht gehabt habe, einen ihrer Neffen zu enterben. Sie fürchtete, den Unwillen George von Saverny's gegen ihre verewigte theure Gebieterin wieder anzuregen; sie schwieg daher, und da sie später bedachte, daß sie Alles wieder ausgeglichen habe, beschloß sie, auf immer zu schweigen. Es war an demselben Tage, gegen Mittag, daß man in ihre letzte Behausung die unglückliche Witwe Roberts von Saverny tragen wollte, und der Friedensrichter hielt es für geziemend, erst nach beendeter Ceremonie die Siegel anzulegen.

Bei der Annäherung dieſes traurigen Augenblicks hörte die kleine Robertine nicht auf, von ihrer Groß-Tante zu ſprechen und ihrem Vater die letzten Worte der Zärtlichkeit zu wiederholen, die den Lippen derjenigen entfloſſen waren, welche jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilte. George von Saverny hätte die Marquiſe zu gut gekannt, als daß er ſich nicht hätte die Wirkung denken können, welche auf ſie die Kunde ſeiner Verheirathung hervorbringen mußte, aber ſein Stolz geſtattete es ihm nicht, ihre Verzeihung zu erflehen; er beſchloß endlich, nicht mehr an das zu denken, was er durch das ſtrenge Benehmen gegen ihn von derjenigen gelitten hatte, die ſich ſpäter gegen ſein Kind ſo wohlwollend bezeigte. Bald theilte er die Dankbarkeit, welche in dem erkenntlichen Herzen der Kleinen die freundliche Güte der Marquiſe hervorgerufen hatte, und die Thränen ſeiner Robertine verlöſchten in ihm jede unangenehme Erinnerung an die Vergangenheit. Es war alſo mit dem Gefühle des aufrichtigſten Schmerzes, mit einer gänzlichen Vergeſſenheit des Unrechts, das er durch den Stolz ſeiner Tante erduldet hatte, daß er zu ihrer

Grabesstätte den irdischen Ueberresten einer Frau folgte, die ihn früher geliebt, und bei der seine Tochter, das Kind seiner unvergeßlichen Cäcilie, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte.

Wenn die Erinnerung an die Marquise bei George von Saverny nur noch die Empfindungen von Schmerz und Zärtlichkeit weckte, wenn Mademoiselle Aubri alle ihre Rechte auf die Zuneigung ihres jungen Gebieters wieder erlangt hatte, so gelang es dagegen Morin keineswegs, bei dem Letzteren die Gefühle zu verwischen, die sein bisheriges Betragen bei demselben hervorgerufen hatte; Morin war der Einzige, gegen den George von Saverny ein kaltes Benehmen beobachtete, welches weit entfernt war, das knechtische Wesen zu heben, das jetzt jener Mensch gegen ihn beobachtete; George von Saverny hatte den festen Vorsatz gefaßt, so wie Vannoise sein Eigenthum werden sollte, das nichtswürdige Faktotum seiner Tante und seines Bruders auf der Stelle von dort zu entfernen.

Morin hatte für denjenigen, den er scheinbar als seinen neuen Gebieter behandelte, eines der schönsten Zimmer des Schlosses in Bereitschaft

ſetzen laſſen; George aber zog vor, daß man für ihn ein Lager in dem Thurme bereite, welchen Robertine bewohnte. Herr von Sarrois und ſein Sohn hatten mit Freuden eingewilligt, den ganzen Tag bei dem wiedergefundenen Freunde zuzubringen. Der Friedensrichter ward gleichfalls zurückgehalten, denn er mußte ſich nach dem Mittagsmahle mit dem beſchäftigen, was länger zu verſchieben Charles von Saverny's Abweſenheit nicht geſtattete. Man ſah alſo an dieſem Tage ſeit Jahren zum erſten Male wieder in Vannoiſe ein Mahl ſerviren, an dem mehrere Tiſchgenoſſen Theil nahmen.

Man hatte ſich ſo eben zu Tiſche geſetzt, als das Geräuſch eines Wagens im Hofe vernehmbar wurde. —

„Sehen Sie, wer das iſt,“ gebot George zu Morin gewandt.

Dieſer, überzeugt, daß es Charles von Saverny ſeyn müſſe, war vor Freude außer ſich; er eilte ſchnell hinab aus dem Speiſeſaal in den Hof, und öffnete ſelbſt den Schlag des Wagens.

Es war wirklich Charles von Saverny, der ſich mit dem letzten Briefe ſeines Vertrauten gekreuzt

hatte, von nichts wußte und gekommen war, Robertine abzuholen, um sie nach Italien in ein Kloster zu bringen.

Morin theilte ihm in wenigen Worten den Tod der Marquise und die Ankunft seines Bruders mit, und forderte ihn auf, sich gleich ihm nun zu verstellen und zu thun, als ob er nicht wisse, daß ein Testament vorhanden sey. Darauf lud er ihn ein, sich zu den Uebrigen an die Tafel zu setzen, damit er zugegen sey, wenn man die Siegel anlegen würde.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem die beiden Brüder sich zum letzten Male gesehen hatten. So wie Charles von Saverny in den Saal trat, erhob sich George von seinem Sitze, ging seinem ältesten Bruder einige Schritte entgegen, und würde, wenn er seinen Gefühlen gefolgt wäre, ihn in die Arme geschlossen haben. Aber man findet bei eisigen Gemüthern eine gewisse zurückstoßende Kälte, die bei Anderen gleich jede Bewegung des Herzens erstickt. Eine solche Kälte fühlte in diesem Augenblick George von Saverny, er unterdrückte seine Empfindung und nahm seinen Platz wieder

ein, nachdem Charles von Saverny ſich geſetzt hatte, überzeugt, daß er auch fortan ſeinen Bruder, wenn gleich nicht als den Gegenſtand ſeines Haſſes, doch als den ſeiner größten Gleichgültigkeit zu betrachten haben werde.

Charles war übrigens gewohnt, ſo wie er das Schloß von Vannoiſe betrat, eine Maske vorzunehmen, und unterwarf ſich daher bereitwillig dem ihm auferlegten Zwange; während George von Saverny dem Himmel für die Anweſenheit der Herren von Sarrois und des Friedensrichters dankte, die ihn einer höchſt peinlichen Verlegenheit überhob. Dank dieſem Umſtande, ging alſo zwiſchen den beiden Brüdern Alles mit einer Kälte von ſtatten, die ſich jedoch den Tiſchgenoſſen nicht kund gab; dem Rathe Morin's zufolge, brachte Charles von Saverny ſogar das Geſpräch auf die Erbſchaft, und redete von derſelben, als ob zwei Erben vorhanden wären, ſo daß Niemand auf die Vermuthung kommen konnte, daß ein Teſtament beſtände.

Gleich nach beendigtem Mittagsmahle gab der Friedensrichter ſeinen Wunſch zu erkennen, das Geſchäft zu beenden, weshalb er hieher berufen

worden, damit er sobald als möglich nach Bourges zurückkehren könne. Man begab sich zuvörderst in das Zimmer der Marquise, wohin auch Mademoiselle Aubri und Morin beordert wurden, damit sie nothwendige Auskunft geben könnten.

Mademoiselle Aubri hatte seit dem Morgen den Kammerdiener nicht wiedergesehen, aber nichtsdestoweniger lastete auf ihr der Eindruck der Scene, welche sie so ungemein erschüttert hatte, und obgleich Georges Anwesenheit sie rücksichtlich der Gefahr beruhigen konnte, von der sie bedroht gewesen, vermochte sie dennoch nicht, auf Morin und Charles von Saverny zu blicken, ohne zusammen zu schaudern, bei dem Gedanken, auf welche Weise sie die Hoffnung derselben zertrümmert hatte.

Sie hielt sich also ganz stille in der Nähe George von Saverny's und der Herren von Sarrois. Nachdem der Friedensrichter die auf dem Schreibtische zerstreut umherliegenden Papiere gesammelt hatte, um sie in den Secretair zu legen, bevor er das Siegel daran befestigte, fand man den Schlüssel, die Ursache so vieler Besorgnisse und so furchtbarer Drohungen.

„Iſt dies der Schlüſſel zu dem Secretair Ihrer verewigten Gebieterin?“ fragte der Friedensrichter zu der Kammerfrau gewandt.

Morin gab Mademoiſelle Aubri durch eine Geberde zu verſtehen, daß ſie antworten möchte, und die Letztere, bedenkend, daß ihre Antwort keine bedeutenden Folgen haben konnte, entgegnete: „Nein, mein Herr, das iſt ein Schlüſſel zu dem Schubfache, in welches die Frau Marquiſe in meiner Gegenwart ihr Teſtament niedergelegt hat.“

Bei dieſen ihren Worten richtete Morin auf die Sprecherin einen zufriedenen billigenden Blick, während George von Saverny's Antlitz eine leichte Bläſſe überflog; der Letztere faßte ſich indeß ſchnell: „Es ſcheint mir, als wenn es das von Mademoiſelle Aubri erwähnte Schubfach iſt, wo die Siegel zuerſt angelegt werden müſſen. Hat meine Tante über ihr Vermögen auf einem anderen als dem natürlichen Wege verfügen wollen, ſo wünſche ich, daß das Papier, das ihren letzten Willen enthält, vor jeder Gefahr geſchützt werde.“

Demzufolge begaben ſich Alle, von der Kammerfrau geleitet, in das früher erwähnte Boudoir.

Das sorgende Antlitz der Herren von Sarrois und George von Saverny's verkündeten zur Genüge, welche Besorgniß die Kunde, daß ein Testament vorhanden sey, bei ihnen erregt hatte; denn sie legten sich weniger Zwang an, ihre Traurigkeit zu verbergen, als Charles und Morin anwandten, ihre Freude zu verhehlen.

„Der Augenblick ist noch nicht gekommen, irgend ein Papier zu untersuchen," bemerkte der Friedensrichter zu den beiden Brüdern gewandt; „Sie müssen sich vor der Hand mit der Ueberzeugung begnügen, daß es in Sicherheit gebracht ist, und daß wir es in demselben Zustande wieder finden müssen, wenn ich mit dem Notarius erscheine, um die Siegel abzunehmen, welches erst in einigen Tagen stattfinden kann."

Und während er darauf die Siegel des Gesetzes an die zwei oder drei kleinen Schubfächer befestigte, von denen eines das verhängnißvolle Testament umschließen sollte, wechselten Charles von Saverny und sein Vertrauter freudige Blicke, welche Mademoiselle Aubri fast ein Lächeln entlockten.

Nachdem der Friedensrichter mit den übrigen im Zimmer vorhandenen Möbeln auf gleiche Weise verfahren war, begab er sich hinweg und man trennte sich.

„Glaubst Du, daß sie Dich enterbt hat?“ fragte Herr von Sarrois, zu George gewandt, als sie wieder in den Thurm zurückgekehrt waren.

„Ich zweifle nicht daran,“ lautete die Antwort; „sie haben zu lange Zeit hier die Herrschaft geführt, als daß sie die Schwäche der alten Dame nicht hätten benutzen sollen. Ich werde nach New-York zurückkehren müssen, diesmal aber werde ich meine Robertine mit mir nehmen.“

XVII.

Charles von Saverny, welcher ſchon geſiegt zu haben glaubte, brauchte ſich eben nicht zu verſtellen, um gegen ſeinen Bruder ein ſanftes, freundliches Benehmen zu zeigen. Dies war nicht der Fall bei George, welcher, der Vergangenheit gedenkend, nicht zweifelte, daß Charles alle möglichen Mittel angewandt habe, um ihn enterben zu laſſen. Da Beide ſich übrigens nur bei Tiſche ſahen, ſo faßte George von Saverny, dem die ihm eigenthümliche Offenheit jede Verſtellung zuwider machte, den Entſchluß, täglich mit ſeiner Tochter in Sarrois zu Mittag zu ſpeiſen, und erſt Abends mit Robertine'n zurückzukehren. So vermied er jede Gelegenheit, die zwiſchen ihm und ſeinem Bruder ein unangenehmes Geſpräch herbeiführen konnte; denn ſein Wunſch ging dahin, was ſich auch immer ereignen mochte

keine anderen Vertrauten als seine Freunde für die Geheimnisse seiner Seele zu haben.

George war allerdings nicht Philosoph genug, um es mit Gleichgültigkeit zu betrachten, ob er funfzig Tausend Thaler jährlicher Renten mehr oder weniger besäße; nichtsdestoweniger aber, da er schon seit langer Zeit an den Gedanken gewohnt war, Alles nur seiner eigenen Arbeit und Anstrengung zu verdanken, würde er sich schnell über den Verlust einer Hoffnung getröstet haben, die kaum vierundzwanzig Stunden gedauert hatte. Wenn er aber daran dachte, wie verschieden Robertine's Schicksal gewesen sein würde, hätte die Marquise kein Testament gemacht, dann litt sein Vaterherz ungemein, und wenn er alsdann auf seine Tochter blickte, so stieg sein Schmerz so sehr, daß es ihm unmöglich war, denselben zu beherrschen.

Wenn die Verstorbene, dachte er, doch wenigstens etwas für die Zukunft des kleinen Engels gethan hätte, würde ich es ihr von ganzem Herzen verzeihen, daß sie mich enterbt hat; denn sie hatte allerdings Ursache, mich als einen Verschwender, als einen Thoren zu betrachten! „Ach, wenn ich

wüßte, daß ſie an mein armes Kind gedacht hätte!“ rief er.

Er konnte zwar, in dieſer Rückſicht Mademoiſelle Aubri befragen, denn mit jedem Tage nahm ſein Vertrauen auf die Zuneigung derſelben für Robertine und für ihn ſelbſt immer mehr und mehr überhand; er that es indeß nicht: „Sie würde mir ganz gewiß zuerſt davon reden,“ bemerkte er, zu Herrn von Sarrois gewandt, „ſie würde es ganz gewiß thun, wäre es ihr möglich, meine Beſorgniſſe zu verbannen. Aber entweder hat meine Tante ihr Verſchwiegenheit geboten, oder ſie weiß von der Sache auch nicht mehr als wir ſelbſt, und in beiden Fällen, darf ich ſie nicht befragen.“

Ihrerſeits bemerkte Mademoiſelle Aubri nur allzugut die Traurigkeit George von Saverny's, und hundert Mal war ſie ſchon im Begriff, ihm zu ſagen: „Beruhigen Sie ſich, ich habe das Teſtament verbrannt.“ Die Beweggründe aber, die ſie bisher hatten ſchweigen laſſen, beſtanden noch immer. Ueberdies kannte ſie mehr als irgend Jemand den edlen Stolz ihres jungen Gebieters, ſo daß ſie befürchtete, George werde auf ein Vermögen verzichten,

das er einem Betruge verdanke. „Es ist wahrlich genug," sprach sie zu sich selbst, „daß ich durch meine Handlung dreißig tausend Francs verliere, er soll wenigstens nicht aus falscher Schaam auf die ganze Erbschaft Verzicht leisten. Nein, der Tag, an welchem man die Siegel abnehmen wird, ist nicht mehr entfernt, wir müssen ihn ruhig abwarten."

Endlich erschien dieser Tag. Charles und Morins Herzen klopften vor Freude, die Brust George von Saverny's war dagegen mit Trauer erfüllt, während Mademoiselle Aubri ängstlich die Ereignisse erwartete; denn als der entscheidende Augenblick nahte, schwand ihr der Muth, und sie fürchtete die Folgen ihres energischen Schrittes, zu dem nur die Todesfurcht sie vermocht hatte. Sie bedachte, wie sehr Morin sie in Arglist und Schlauheit überrage; sie zitterte bei dem Gedanken, daß er Alles errathen, und ihr alsdann einen ewigen Haß schwören würde. In dem Schrecken, von dem sie jetzt erfüllt war, staunte sie, daß sie es gewagt hatte, diesem Manne Trotz zu bieten.

Schon mit Anbruch des Tages begab sich Morin in das Zimmer Charles von Saverny, wo

Beide ſich ihren frohen Empfindungen hingaben.

„Sobald es bekannt ſeyn wird,“ ſprach Morin „daß Sie der Univerſalerbe ſind, werden wir von der läſtigen Gegenwart dieſes Bruders befreit werden, deſſen Anweſenheit auf mir laſtet, deſſen Blick mich beunruhigt.“

„Ich glaube, daß er ſchon etwas ahnet,“ bemerkte Charles von Saverny.

„Deſto beſſer,“ antwortete Morin, „der Schlag wird ihn alsdann nicht ſo ſtark treffen, und ich, der ich übrigens ein guter Menſch bin, wünſche ihm nichts Böſes, wenn er nur nicht die Finger in die Erbſchaft ſteckt.“

„Alles wohl überlegt,“ fuhr Charles von Saverny fort, „will ich nicht, daß er in Armuth verſinke, ich werde ihm eine kleine Penſion ausſetzen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ verſetzte Morin, „wenn Sie ihm dieſelbe nur nicht auf meine Pachtung anweiſen, dann habe ich nichts dagegen einzuwenden.“ Auf dieſe Weiſe ward das Geſpräch fortgeſetzt, bis man ſich in dem Gemache der Marquiſe verſammelte.

Herr von Sarrois hatte ſich ſchon frühzeiti

nach Vannoiſe begeben, in der Abſicht, den ganzen Tag bei ſeinem armen Freunde zuzubringen, der, wie er vermuthete, ſeines Troſtes würde bedürftig ſeyn; Julius, deſſen Robertine ſich noch von dem Abenteuer im Kaninchengehege her erinnerte und den ſie ungemein lieb gewonnen hatte, begleitete ſeinen Vater.

Man hatte kaum das Frühſtück beendigt, als der Friedensrichter mit dem Notarius aus Bourges erſchien, den die beiden Brüder hatten herbeſcheiden laſſen. Robertine, der man geboten hatte, ſich mit Magdalena zurückzuziehen, ſprang auf den Schooß ihres Vaters: „Warum biſt Du ſo traurig, lieber Papa?“ fragte ſie leiſe, indem ſie ihn mehrmals mit ihren kleinen Armen umſchloß.

„Ich bin traurig um Deinetwillen, mein Kind, um Deinetwillen allein,“ antwortete George. „In jedem Falle bleibe ich ihr doch,“ fuhr er zu Herrn von Sarrois gewandt fort; „dieſen Abend werde ich wiſſen, was ich zu thun habe; wollte Gott, es wäre erſt Alles beendigt!“

In der Ungeduld, in welcher ſich Alle befanden, ihr Schickſal kennen zu lernen, begab man ſich zu-

vörderſt nach dem Boudoir. Hier richteten ſich Aller Blicke auf das kleine Möbel, welches hundert tauſend Thaler Renten umſchließen ſollte. Der Friedensrichter nahm das Siegel ab, öffnete die Schubfächer und ſiehe da, ſie waren ſämmtlich leer — gänzlich leer.

„Sagten Sie nicht,“ fragte der Friedensrichter zu Mademoiſelle Aubri gewandt, „daß Sie ſelbſt ſahen, daß Ihre Gebieterin ihr Teſtament hier niederlegte?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete die Kammerfrau, ziemlich ruhig, denn ſie fühlte, daß ſie verloren ſey, wenn ſie erröthe, „es geſchah am zweiten September des vorigen Jahres. Die gnädige Frau muß ſeitdem ihre Abſicht verändert haben, und nach dem, was ſie während ihrer letzten Züge deshalb geäußert, bin ich darüber nicht erſtaunt.“

Als Mademoiſelle Aubri dieſe Phraſe ausgeſprochen hatte, über welche ſie ſchon ſeit mehreren Tagen nachgeſonnen, fühlte ſie ihre Bruſt erleichtert, ſie glaubte ſich gerettet.

George und ſeine Freunde faßten neuen Muth; Charles von Saverny erblaßte.

„Wir wollen jetzt den Secretair öffnen,“ sprach er mit zitternder Stimme, während Morin, der sich erinnerte, was die Marquise in seiner Gegenwart über Robertine geäußert hatte, und zwar einige Stunden bevor sie starb, fast den Verstand verlor. —

Der Secretair ward mit der größten Sorgfältigkeit durchsucht. Alle Papiere, welche sich in dem Gemache der Marquise befanden, wurden eines nach dem andern verlesen; aus der Nachforschung aber ging klar und unwiderlegbar hervor, daß kein Testament existire.

„Jetzt,“ nahm der Notarius das Wort, „da es klar ist, daß die Verstorbene keine testamentarische Verfügung hinterlassen hat, fällt ihr Vermögen den beiden Herren von Saverny, ihren nächsten Erben, zu; von diesen beiden Herren allein hängt es ab, der Dienerschaft ihrer Tante, etwas auszusetzen oder nicht.“

Diese, von dem Notarius ausgesprochenen Worte schienen den höchst bestürzten Kammerdiener einigermaßen zu beruhigen und ließen ihn die Hoffnung fassen, wenigstens einen Theil desjenigen wieder zu

erlangen, was er durch das Teſtament zu erhalten gehofft hatte.

„Ohne daran zu erinnern,“ nahm er demnach das Wort, „daß ich dieſem Hauſe ſeit funfzehn Jahren treu gedient, habe ich die Gewißheit, daß die verewigte Marquiſe in dem Teſtamente, welches ſich leider nicht vorfindet, dergeſtalt für mich geſorgt hatte, daß ich in meinen alten Tagen vor der Noth und der Armuth geſchützt war.“

So ſprechend, richtete Morin ſeine Blicke auf Charles von Saverny, den er geneigt wähnte, etwas für ihn zu thun; man nimmt aber keine Rückſicht auf einen Schuldgenoſſen, wenn die eigene Sicherheit gebietet zu ſchweigen; Charles von Saverny, welcher in ſeinem bisherigen Vertrauten nur noch einen albernen Dummkopf erblickte, der ihn ſo lange Zeit am Narrenſeil herum geführt hatte, warf ihm einen verächtlichen und zornigen Blick zu.

„Wenn mein Bruder glaubt, Urſache zu haben, Ihre Dienſte reichlich belohnen zu müſſen,“ ſprach er mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „ſo iſt er vollkommen Herr zu thun, was ihm beliebt. Was mich betrifft, ſo geſtattet mir meine dermalige Lag

es nicht, mich freigebig zu bezeigen, und so beschränkt sich meine Großmuth darauf, jedem Diener meiner Tante einen zweijährigen Gehalt zuzugestehen.“

„Dazu erkläre auch ich mich bereit,“ nahm George das Wort; „ich werde aber Mehrere aus der Dienerschaft in meine eigenen Dienste nehmen.“

Morin schleuderte auf Charles von Saverny einen Blick, aus dem ein Haß flammte, der um so tiefer war, da er schweigen mußte, und verließ alsdann augenblicklich das Gemach.

Man kam, bevor man sich trennte, dahin überein, daß Charles von Saverny, welcher vorgab, seine Rückreise nach Paris keinen Moment länger verschieben zu können, einen Bevollmächtigten nach Vannoise schicken solle, um sich mit dem Notarius zu verständigen, dem George von Saverny sein Interesse übertrug, damit das Geschäft der Theilung der Erbschaft schnellmöglichst beendigt werde.

Die Kälte, welche zwischen den beiden Brüdern herrschte, konnte ihre Trennung für Beide nur angenehm machen; denn die Freude, welche

George von Saverny nicht verbergen konnte, war seinem Bruder allzu verhaßt, als daß er lange Zeit deren Zeuge hätte bleiben mögen. Man trennte sich also, ohne irgend ein Wiedersehen zu verabreden. Charles von Saverny ließ Postpferde kommen und reiste ab, ohne Morin aufzusuchen, welcher sich gleichfalls von ihm fern hielt.

George von Saverny, befreit von demjenigen, dessen Haß ihn sein ganzes Leben lang verfolgt hatte, konnte sich endlich dem Glücke hingeben, welches zu hoffen, er noch am vergangenen Abend weit entfernt gewesen war.

Er schloß seine kleine Robertine in die Arme mit der frohen Ueberzeugung, daß sein geliebtes Kind jetzt nicht mehr Elend und Armuth zu fürchten habe; Robertine theilte die Freude ihres Vaters; nicht, daß sie die glückliche Veränderung begriff, die in ihren Vermögensumständen stattgefunden hatte, sondern weil sie ihren Vater nicht mehr traurig sah.

Was Mademoiselle Aubri betraf, welche den Bewegungen ihres neuen jungen Gebieters mit den Augen folgte, so hatte sie noch niemals ein so reines Glück empfunden; zurückgezogen in einen Winkel vergoß sie

Freudenthränen und murmelte vor ſich hin: „Das iſt mein Werk!“

Sie wich den ganzen Vormittag nicht von der kleinen Robertine, ſo ſehr fürchtete ſie, daß Morin kommen würde, ſie aufzuſuchen; nicht etwa, daß ſie Vorwürfe von ihm erwartet hätte, denn ſie glaubte ſich vor jedem Argwohne geſchützt, aber ſie beſorgte, daß er ſich in ihrer Gegenwart der ganzen Wuth überlaſſen würde, die ihn jetzt verzehren mußte. Ihre Furcht in dieſer Rückſicht aber war ungegründet, denn Morin dachte in ſeiner Verzweiflung, in ſeinem an Wahnſinn grenzenden Zorne nicht einmal an Mademoiſelle Aubri.

Nachdem er das Gemach der Marquiſe verlaſſen hatte, ſtürzte er in den Park, ſo als würde er von denjenigen verfolgt, denen er auf immer zu entfliehen wünſchte. Die Luft, ſo ſcharf und ſtrenge ſie war, konnte dennoch ſeine brennende Stirn nicht kühlen. Sein Herz war von Haß, von dem Gefühle einer ohnmächtigen Rache erfüllt, es ſchlug ſo heftig, daß es ihn faſt erſtickte, wenn er der Worte Charles von Saverny gedachte, wenn er ſich des ſpöttiſchen Lächelns deſſelben erin-

nerte, das ihn wie ein Dolchstich getroffen hatte. „Der Undankbare! der Elende!“ tobte er vor sich hin; „nach dem, was ich für ihn gethan habe, mir so schändlicher Weise den Rücken zuzuwenden, mich so rücksichtslos dem Zorne seines Bruders preiszugeben, mich zu kompromittiren, mich zu Grunde zu richten, mich weg zu schleudern wie eine ausgepreßte Citrone!“ Morin fragte sich nicht, wie er Dankbarkeit von einem Menschen erwarten konnte, auf dessen Geist und Herz er seit funfzehn Jahren verderbend eingewirkt, von einem Menschen, dem er nur um seiner eigenen Habsucht willen gedient hatte.

Außer Athem war er endlich auf eine Bank gesunken, von welcher aus man den Pachthof schauen konnte, den Charles von Saverny ihm versprochen hatte; dieser Anblick steigerte seine Wuth auf's Höchste. Alles war also jetzt für ihn verloren! Statt eines Vermögens, welches er schon zu besitzen wähnte, glaubte er sich jetzt zu Grunde gerichtet und jeder Demüthigung preisgegeben. Wollte er sich nicht schmachbedeckt fortjagen lassen, mußte er

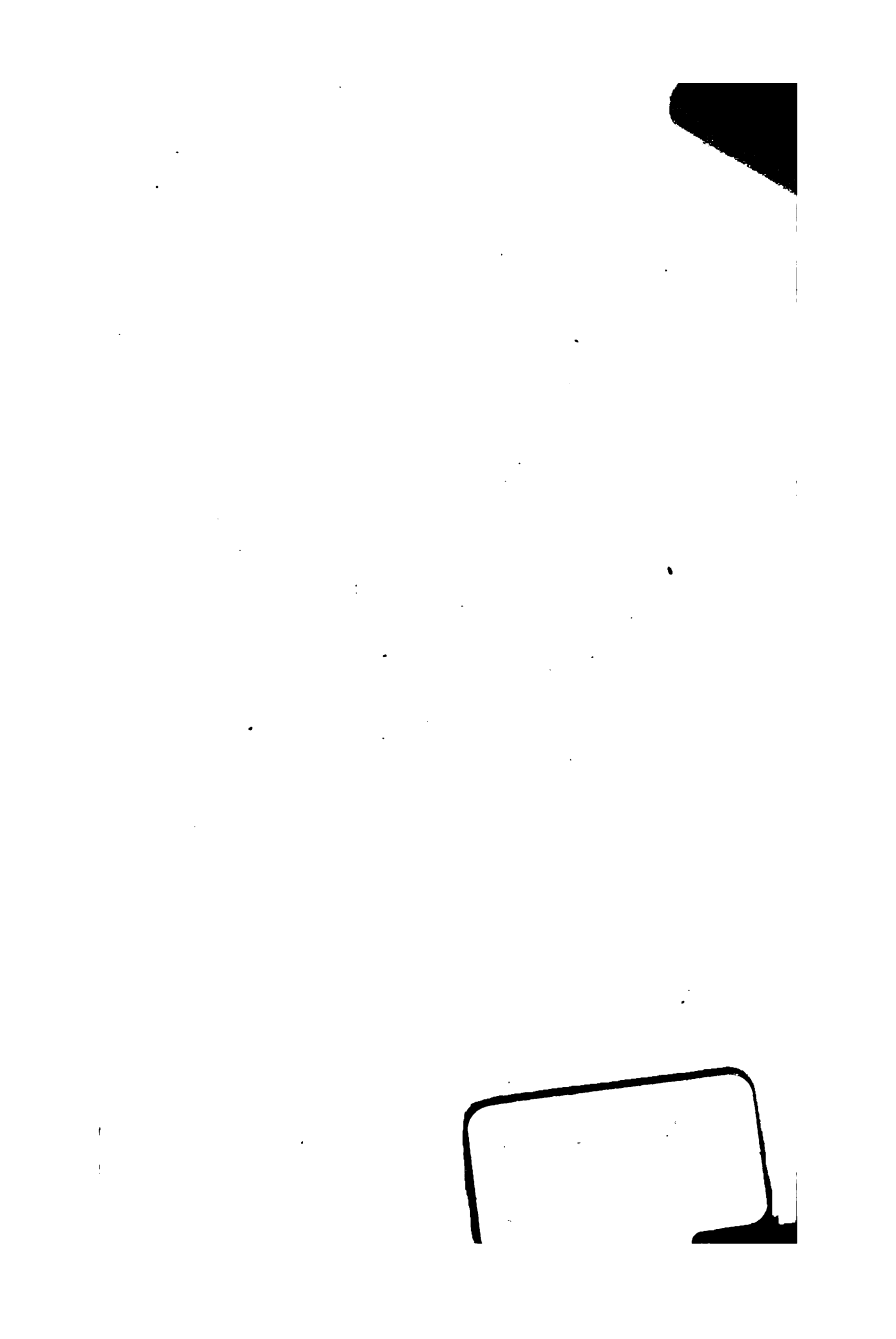
dies Haus verlaſſen, wo er bisher als Gebieter zu befehlen gewohnt geweſen war.

„Ha,“ rief er, unfähig die Qualen, die ihn folterten, länger zu ertragen; „fort, fort ſo ſchnell als möglich aus dieſem verwünſchten Hauſe; möge die Flamme daſſelbe verzehren, möge der Blitz alle Bewohner des verfluchten Gebäudes zerſchmettern!“

Mit dieſem Ausruf eilte Morin auf das Schloß zurück. Er vermied ſorgfältig, irgend Jemand von denjenigen zu begegnen, denen er ſo lange Befehle ertheilt hatte, und ließ ſeine Sachen durch einen Bauer von Vannoiſe nach Bourges tragen. Er ſelbſt trug ſein Geld und ſeine Wuth mit ſich fort Ob er auch die Bürde eines Verbrechens mit ſich nahm, welches unbekannt blieb, weiß nur Gott!

Schluß.

Niemals hat man seitdem von Morin etwas wieder vernommen. Was Mademoiselle Aubri betrifft, so drangen George und Robertine in sie, sie nicht zu verlassen, und die Kammerfrau übertrug bis zu ihrem letzten Augenblick auf ihren neuen Gebieter nunmehr die ganze Zärtlichkeit, die sie bisher für die Marquise gehegt hatte.

Charles von Saverny verschwendete unterdessen in kurzer Zeit bis auf den letzten Sous die reiche Erbschaft, die er mit seinem Bruder getheilt hatte; obgleich er den größten Antheil davon empfing, da George von Saverny jedes Opfer brachte, um die Besitzung Vannoise für sich zu erlangen, diese Wiege seiner Kindheit, wo seine verlassene Tochter eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Durch sein früheres Unglück belehrt, entsagte

George von Saverny auf immer dem Leichtſinne, der ihn früher zu Grunde richtete. Hieraus entſtand, daß Robertine eine reiche Erbin war, als ſie in ihrem ſiebenzehnten Jahre Julius von Sarrois ihre Hand reichte, der damals fünf und zwanzig Jahre zählte.